krisis

Kritik der Warengesellschaft

Ernst Lohoff

Auf Selbstzerstörung programmiert

Über den inneren Zusammenhang von Wertformkritik und Krisentheorie in der Marx´schen Kritik der Politischen Ökonomie

Beitrag **2** / **2013**

Ernst Lohoff

Auf Selbstzerstörung programmiert

Über den inneren Zusammenhang von Wertformkritik und Krisentheorie in der Marx´schen Kritik der Politischen Ökonomie

Krisis – Kritik der Warengesellschaft 2/2013

Hrsg.: Förderverein Krisis – Verein für kritische Gesellschaftswissenschaft e.V.
Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg

Tel. ++49 911 7056 28
Fax ++49 911 780 9542

www.krisis.org
krisisweb@yahoo.de

ISSN 2196-940X

Zusammenfassung

Es verwundert nicht, dass angesichts der immer neuen Krisenschübe, die seit Herbst 2008 das kapitalistische Weltsystem erschüttern, das Interesse an der jahrzehntelang vergessenen Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie allmählich neu erwacht. Wie kein anderer theoretischer Ansatz ist sie dazu in der Lage, diese aus Sicht der herrschenden Ökonomietheorie unverständliche historische Situation zu erklären. Allerdings wird vor allem in der linken Marx-Diskussion genau diese Möglichkeit verspielt. Ausgerechnet das Marx'sche Verständnis des Kapitalismus als einer von inneren Widersprüchen gekennzeichneten Produktionsweise, die dazu verurteilt ist, an sich selbst zu scheitern, wird entweder ganz entsorgt oder bis zur Unkenntlichkeit entschärft.

Der vorliegende Text insistiert demgegenüber auf dieser krisentheoretischen Dimension und deren innerem Zusammenhang mit dem Dreh- und Angelpunkt der Kritik der Politischen Ökonomie, der Kritik an der kapitalistischen Reichtumsform des Werts. Wird der spezifisch historische Charakter dieser Reichtumsform konsequent herausarbeitet und die abstrakte Arbeit als wertsetzende Tätigkeitsform mit historisiert, tritt damit auch deren innere Selbstzerstörungstendenz zutage. Der Marx'sche Gedanke einer dem Kapital gesetzten „immanenten Schranke" geht keineswegs, wie häufig angenommen, im „Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate" auf. Schon bei Marx fügt sich dieser Argumentationsstrang in weitergehende Überlegungen ein. Die vom Kapital selber ins Werk gesetzte Produktivkraftentwicklung untergräbt die Grundlage der Wertproduktion, indem sie auf die „Aufhebung der Privatarbeit" zusteuert. Der Aufsatz zeichnet diesen grundlegenden Zusammenhang nach und setzt sich zugleich mit der Frage auseinander, wieso die Wertformkritik der frühen 1970er Jahre ihn nicht wahrgenommen hat und warum die daran anknüpfenden Theorieansätze („Neue Marx-Lektüre") ihn vollends negieren.

Die Marx'sche Krisentheorie zieht sich als roter Faden durch das gesamte System der Kritik der Politischen Ökonomie und ist ebenso wie diese unabgeschlossen geblieben. Vor allem die Frage, welche Bedeutung dem Kreditwesen und der Bewegung des fiktiven Kapitals im Krisenprozess zukommt, wird nur am Rande

berührt. Doch gerade in dieser Hinsicht ist seit dem 19. Jahrhundert eine ganz neue, Marx noch völlig unbekannte Krisendimension entstanden, die den aktuellen Krisenprozess entscheidend prägt und die mit einem Wechsel der Geldware verbunden ist. Mit der Ablösung vom Gold hat sich das Geld keinesfalls in ein bloßes Zeichen verwandelt, sondern hat nun die bei den Zentralbanken akkumulierten Schuldtitel zur Grundlage. Damit verschiebt sich aber der Krisenprozess auf die Ebene des Geldmediums selbst. Der vorliegende Text zeigt, dass gerade an diesem Punkt die Kritik der Politischen Ökonomie über den bei Marx erreichten Stand hinauszutreiben ist, wenn sie für die Erklärung der aktuellen Krise wirklich fruchtbar gemacht werden soll.

Inhalt

I. Der Stellenwert der Krisentheorie für die Kritik der Politischen Ökonomie.

Marx hat keine positive Wirtschaftstheorie neben anderen positiven Wirtschaftstheorien entwickelt, sondern eine radikale, mit deren Grundannahmen brechende Kritik der Politischen Ökonomie, also dessen, was heute gemeinhin „Volkswirtschaftslehre" genannt wird. Smith, Ricardo, Say und Co. hatten in der kapitalistischen Produktionsweise ein ebenso überhistorisch gültiges wie harmonisches System der Reichtumsproduktion erkennen wollen. Marx betrachtete diese dagegen als eine historisch-spezifische, von inneren Widersprüchen gekennzeichnete Wirtschaftsweise. Dieser Gegensatz kommt bereits bei der Behandlung der kapitalistischen Basiskategorie zum Tragen. Marx und die bürgerlichen Ökonomen gehen von diametral entgegengesetzten Auffassungen des Wertbegriffs aus. Während diese den Wert als eine natürliche und ewig gültige Größe behandeln, dechiffrierte Marx ihn als eine ganz eigentümliche gesellschaftliche Beziehungsform, die nur im Kapitalismus existiert. Wert ist seinem Wesen nach die Form der Vermittlung zwischen isolierten Privatproduzenten, die ihren gesellschaftlichen Zusammenhang bewusstlos, hinter ihrem eigenen Rücken herstellen.

Diese fundamentale Differenz hat weitreichende Implikationen, auch und ganz besonders, was die Einschätzung der kapitalistischen Krisen betrifft. Aufgrund ihrer unterschiedlichen Auffassungen vom Wert haben die bürgerliche Ökonomietheorie und die Marx'sche Kritik der Politischen Ökonomie diametral entgegengesetzte Zugänge zu dieser für die Kapitalismusanalyse zentralen Frage. Einem Denken, das die kapitalistische Reichtumsform als natürlich und unhintergehbar mystifiziert, müssen Krisen als Ergebnis äußerer Störungen des Wirtschaftslebens durch marktfremde Kräfte erscheinen oder als Ergebnis von ordnungspolitisch bedingten Fehlentwicklungen in bestimmten Marktsektoren. Die erste Deutungsvariante vertrat bereits Adam Smith. Der Urvater der Nationalökonomie kannte nur zwei mögliche Krisenursachen. Nach seiner Auffassung sind für die Erschütterungen des Wirtschaftslebens entweder Naturkatastrophen wie Missernten verantwortlich, oder die Gesellschaft wird mit Krisen dafür bestraft, dass sie sich an den Marktimperativen versündigt hat - eine bis heute von der Neoklassik ungebrochen vertretene Sicht. Vom Standpunkt der Marx'schen Kritik der

Politischen Ökonomie, die den Kapitalismus als ein von inneren Widersprüchen gekennzeichnetes fetischistisches Wirtschaftssystem begreift, bietet sich ein ganz anderes Bild. Zum einen sind Krisen ein spezifisch kapitalistisches Phänomen. Nur Gesellschaften, die der kapitalistischen Reichtumsform unterworfen sind, kennen so etwas wie genuine Krisen, die dem Wirtschaftsleben selber entspringen: „In Zuständen, wo Männer für sich selbst produzieren, gibt es in der Tat keine Krisen, aber auch keine kapitalistische Produktion. Wir haben auch nie gehört, daß die Alten mit ihrer Sklavenproduktion jemals Krisen kannten, obgleich einzelne Produzenten, auch unter den Alten, Bankrott machten“ (MEW 26.2, 503).[1] Zum anderen handelt es sich bei den Krisen um das notwendige praktische Resultat der inneren Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise: „Und dies ist bei der Betrachtung der bürgerlichen Ökonomie das Wichtige. Die Weltkrisen müssen als die reale Zusammenfassung und gewaltsame Ausgleichung aller Widersprüche der bürgerlichen Ökonomie gefaßt werden“ (MEW 26.2., S. 510). Folgt man Marx, so wird das Wesen der kapitalistischen Produktionsweise nirgends so deutlich, wie in den großen Weltmarkterschütterungen: „In den Weltmarktkrisen bringen es die Widersprüche und Gegensätze der bürgerlichen Produktion zum Eklat“ (MEW 26.2., S. 500). Gerade in den Krisen tritt der wahre Charakter der bürgerlichen Produktionsweise zutage, denn diese machen die inneren Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise sichtbar, indem sie für deren einstweilige Entladung sorgen: „Die Krisen sind immer nur momentane gewaltsame Lösungen der vorhandnen Widersprüche, gewaltsame Eruptionen, die das gestörte Gleichgewicht für den Augenblick wiederherstellen“ (MEW 25, S. 259).

Marx‘ intensive Beschäftigung mit den Krisen war also weit mehr als eine persönliche Obsession. Die Krisen spielen vielmehr aus theorieimmanenten Gründen eine Schlüsselrolle in seinem Werk. Wenn die kapitalistische Produktionsweise als eine ihrem Wesen nach in sich widersprüchliche Form der Reichtumsproduktion zu fassen ist, dann muss sich dieses Wesen auch immer wieder bemerkbar machen, und genau dafür stehen die periodischen Krisen. Nimmt man die Marx’sche Kritik des Werts ernst, ist ein krisenfreier Kapitalismus undenkbar. Gelänge es

1. Der heutige Leser stolpert natürlich insofern über den ersten der beiden hier zitierten Sätze, als Marx den produzierenden Menschen mit dem produzierenden Mann idenfiziert. Dass er sich mit dieser Reduktion als Kind einer noch ungebrochen patriarchalen Epoche erweist, entwertet aber selbstverständlich nicht die Kernaussage: Ökonomische Krisen sind ein genuin kapitalistisches Phänomen.

dem kapitalistischen Weltsystem seine Krisenanfälligkeit zu überwinden, so wäre damit die Kritik der Politischen Ökonomie schon im Ansatz falsifiziert.

Die Marx'sche Kritik der Politischen Ökonomie geht davon aus, bei der kapitalistischen Produktionsweise handle es sich um eine „relative Produktionsweise" (Marx), also um eine vergängliche Form des Wirtschaftens. In dieser Annahme steckt noch eine weitere krisentheoretische Implikation. Krisen sind auf dem Boden der kapitalistischen Produktionsweise nicht nur unaufhebbar, sie unterliegen darüber hinaus einer eindeutigen Entwicklungstendenz. Mit dem Fortgang der kapitalistischen Entwicklung müssen die Krisen an Tiefgang und letztlich auch an Heftigkeit gewinnen.

Diesen Grundgedanken hat Marx schon in den 1840er Jahren formuliert. So heißt es etwa im Kommunistischen Manifest: „Wodurch überwindet die Bourgeosie die Krisen? Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Produktivkräften; anderseits durch die Eroberung neuer Märkte. Wodurch also? Dadurch, daß sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert" (MEW 4, S. 468). Eine kohärente, theoretisch fundierte Begründung hat allerdings erst der „reife Marx" in seinen diversen ökonomiekritischen Schriften nachgeschoben.[2] Dort arbeitet er mehrfach heraus, dass für die kapitalistische Entwicklung ein höchst dynamischer Grundwiderspruch bestimmend ist, der umso schärfer hervortreten muss, je weiter die kapitalistische Produktionsweise bereits entfaltet ist, was sich an den Krisenverläufen bemerkbar macht: „Der Widerspruch ganz allgemein ausgedrückt, besteht darin, daß die kapitalistische Produktionsweise eine Tendenz einschließt nach absoluter Entwicklung der Produktivkräfte, abgesehn vom Wert und den in ihm eingeschloßnen Mehrwert, auch abgesehn von den gesellschaftlichen Verhältnissen, innerhalb deren die kapitalistische Produktion stattfindet; während sie andrerseits die Erhaltung des existierenden Kapitalwerts und seine Verwertung im höchsten Maß (d.h. stets beschleunigten Anwachs dieses Werts) zum Ziel hat" (MEW 25, S. 259). Noch etwas genauer hat Marx diese Kernthese seiner Kritik der Politischen

2. Der „reife Marx" hat gegenüber dem „jungen Marx" seine Argumentation nur insofern revidiert, als er nicht mehr wie noch im Kommunistischen Manifest das Klassensubjekt Bourgeosie bemüht, sondern das Kapital konsequent als „automatisches Subjekt" behandelt. So heißt es im 3. Band des Kapitals: „Die kapitalistische Produktion strebt beständig, diese ihr immanenten Schranken zu überwinden, aber sie überwindet sie nur durch Mittel, die ihr diese Schranken aufs neue und auf gewaltigerem Maßstab entgegenstellen." (MEW 25, S.260)

Ökonomie einige Jahre zuvor in den Grundrissen auf den Punkt gebracht: „Das Kapital ist selbst prozessierender Widerspruch dadurch, daß es die Arbeitszeit auf ein Minimum zu reduzieren strebt, während es andrerseits die Arbeitszeit als einziges Maß und Quelle des Reichtums setzt" (MEW 42, S.601).

Diesen prozessierenden Widerspruch hat Marx im Auge, wenn er schreibt: „Die wahre Schranke der kapitalistischen Produktion ist das Kapital selbst" (MEW 25, S. 260). Die vom Kapital ins Werk gesetzte Produktivkraftentwicklung wird demnach früher oder später mit der bornierten kapitalistischen Reichtumsform unvereinbar. Die Produktion kommt entweder in immer gewaltigeren Krisen zum Erliegen oder die Gesellschaft emanzipiert sich von der kapitalistischen Reichtumsform und organisiert als „Assoziation freier Produzenten" den „Stoffwechselprozeß von Mensch und Natur".

Zur Konkretisierung und Präzisierung dieses Gedankens einer dem Kapital immanenten historischen Schranke hat Marx in seinen ökonomiekritischen Schriften vor allem zwei Argumentationsstränge entwickelt. Der erste Argumentationsstrang bestimmt die historische Schranke *qualitativ*. In seiner Jagd nach immer höherer Produktivität leitet das Kapital einen Wechsel der Hauptproduktivkraft ein, der die Grundlage des Wertverwertungssystems zerstört. Die kapitalistische Produktionsweise, so der in den *Grundrissen* am klarsten herausgearbeitete Kerngedanke, kann sich nur reproduzieren, solange sie trotz aller Revolutionierung der Produktivkräfte ihre Voraussetzung reproduziert: „Ihre Voraussetzung ist und bleibt – die Masse unmittelbarer Arbeitszeit als der entscheidende Faktor der Produktion des Reichtums" (MEW 42, S. 600). „Die auf dem Tauschwert ruhnde Produktion" stößt in dem Maß auf eine unüberwindliche, absolute Schranke und „bricht zusammen"(MEW 42, S.601), wie die Wissenschaft und ihre Anwendung die unmittelbare Produktionsarbeit als wichtigste Produktivkraft ablöst. Marx greift nicht von ungefähr zu einer derart drastischen Vokabel wie *Zusammenbruch*: Denn wenn „der Arbeiter" auf einer bestimmten Stufe der Produktivkraftentwicklung auf breiter Front „neben den Produktionsprozeß (tritt), statt sein Hauptagent zu sein" (MEW 42, S. 601), heißt das nichts anderes, als dass die Quelle der Wertproduktion ein für allemal im Versiegen begriffen ist.

Der Wert ist die spezifisch kapitalistische Reichtumsform, und der einzige Inhalt der kapitalistischen Produktionsweise besteht in dessen Selbstvermehrung. Es gibt immer Einzelkapitale, die dieses Ziel verfehlen und deswegen untergehen. Fernerhin gibt es in der kapitalistischen Entwicklung immer wieder Phasen, in denen gleich massenhaft Einzelkapitalen dieses Schicksal widerfährt und die Expansionsbewegung des Gesamtkapitals unterbrochen wird – das sind die periodischen Krisen. Der Prozess, den Marx hier im Auge hat, ist indes von weit dramatischerer Reichweite. Das Kapital steuert auf einen historischen Umschlagspunkt zu, an dem die Wert- und Mehrwertmasse im historischen Trend *absolut* zu sinken beginnt – und das ist in der Tat identisch damit, dass die kapitalistische Reichtumsform historisch unhaltbar wird.

Der zweite krisentheoretische Argumentationsstrang rückt die Frage ins Zentrum, wie sich die Produktivkraftentwicklung bei den fungierenden Kapitalen auf das *relative Verhältnis* der verschiedenen Kapitalbestandteile auswirkt und welche Folgen das wiederum für das Ziel der Wertverwertung hat, solange die unmittelbare Produktionsarbeit die Rolle der Hauptproduktivkraft behält. Der Befund fällt hier weit weniger dramatisch aus. Die Produktivkraftentwicklung führt unter dieser Voraussetzung lediglich zu einem „tendenziellen Fall der Profitrate“. In die Zukunft verlängert, so Marx‘ Überlegung wirke dieser narkotisierend auf das System der kapitalistischen Reichtumsproduktion. Das „Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate“ zu Ende gedacht, führe den Kapitalismus in ein Stadium, in dem „das belebende Feuer der Produktion erloschen“ wäre. „Sie (die kapitalistische Produktion, E.L.) würde einschlummern“ (MEW 25, S. 269), was ganz offensichtlich etwas ganz anderes ist, als von „Zusammenbruch“ zu sprechen. Wie aber passen dann diese beiden Argumentationen zusammen? Oder: Passen sie überhaupt zusammen? Diese Frage soll im Folgenden näher untersucht werden.

2. Die Krisentheorie im traditionellen Marxismus

In einem an Ferdinand Lassalle gerichteten Brief von 1858 legte Marx bereits lange vor der Veröffentlichung des 1. Bandes des *Kapitals* klar, was sein Hauptwerk leisten soll: „Die Arbeit, um die es sich zunächst handelt, ist Kritik der ökonomi-

schen Kategorien oder, if you like, das System der bürgerlichen Ökonomie kritisch dargestellt. Es ist zugleich Darstellung des Systems und durch die Darstellung Kritik desselben“ (MEW 29, S. 550). Und auch im *Kapital* hat Marx kein Geheimnis daraus gemacht, dass sein Bruch mit der bürgerlichen Nationalökonomie schon die Basiskategorie betrifft und sein Wertbegriff sich fundamental von der Arbeitswertlehre Smiths und Ricardos unterscheidet. Im 1. Band des *Kapitals* stößt er sich jedenfalls explizit von der klassischen Arbeitswerttheorie ab und ordnet diese theoriegeschichtlich folgendermaßen ein: „Die politische Ökonomie hat nun zwar, wenn auch unvollkommen, Wert und Wertgröße analysiert und den in diesen Formen versteckten Inhalt entdeckt. Sie hat niemals auch nur die Frage gestellt, warum dieser Inhalt jene Form annimmt, warum sich also die Arbeit im Wert und das Maß der Arbeit durch ihre Zeitdauer in der Wertgröße des Arbeitsprodukts darstellt“ (MEW 23, S. 94).

Während Marx also die Wertform als ein Spezifikum der kapitalistischen Gesellschaft begreift und mühsam ihre Mysterien dechiffriert, haben die bürgerlichen Ökonomen diese immer als selbstverständlich vorausgesetzt und bleiben daher blind für den Fetischcharakter der herrschenden Produktionsweise.

So eindeutig diese Abgrenzung auch ist, die Marxrezeption ist über sie weitgehend hinweggegangen und hat kaum zur Kenntnis genommen, dass Marx einen völlig anderen Standort bezieht als die klassischen bürgerlichen Ökonomen. Die Gegner der Marx’schen Theorie betrachten die Kritik des Werts durchgängig als eine Variante der positiven objektiven Arbeitswertlehre Ricardos, aber auch das Gros der Marxisten folgt im Grunde dieser Sichtweise.[3] Nur eine verschwindende Minderheit unter den Marxisten hat den fundamentalen Bruch mit der klassischen Nationalökonomie überhaupt erkannt, den Marx vollzogen hat, indem er eine radikale Kritik der kapitalistischen Reichtumsform zur Grundlage seiner Kritik der Politischen Ökonomie machte.

Warum der klassische Arbeiterbewegungsmarxismus des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts für den eigentlichen Kern der Marx’schen Kritik der Politischen Ökonomie wenig Verständnis aufbrachte, lässt sich historisch erklären. Er griff aus

3. Das gilt vor allem für den klassischen Arbeiterbewegungsmarxismus. Einer der wenigen Autoren, die sich am Problem der kapitalistischen Reichtumsform abgearbeitet haben, war I.I. Rubin, mit seinen schon in den 1920er Jahren veröffentlichten „Studien zur Marxschen Werttheorie“ (Rubin 1973).

diesem Theoriegebäude vornehmlich jene Elemente heraus, die geeignet waren, die Bestrebungen der Arbeiterbewegung zum Inbegriff menschlicher Emanzipation zu überhöhen und den Klassengegner zu delegitimieren. Nichts taugte dazu aber so gut wie die Vorstellung von der Rolle der Arbeit als Schöpferin aller Werte. Dementsprechend rückte der Arbeiterbewegungsmarxismus die logisch eigentlich nachgeordnete Lehre vom Mehrwert ins Zentrum seiner Weltanschauung. Marx' größte theoretische Leistung, seine Kritik der Wertform und des Warenfetischs, fiel dagegen unter den Tisch. Weil sie den gemeinsamen Bezugsrahmen in Frage stellt, in dem das Ringen von Arbeiter- und Kapitalistenklasse stattfindet, bot sie vom Standpunkt der Arbeit aus keinerlei Nutzen und wurde dementsprechend als eine vernachlässigbare „esoterische" Übung behandelt.

Zwischen der Marx'schen Krisentheorie und der fundamentalen Kritik der kapitalistischen Reichtumsform besteht jedoch ein enger Zusammenhang. Dass der traditionelle Marxismus ausgerechnet mit der Grundlage der Marx'schen Gesellschaftskritik nichts anzufangen wusste, hinterließ dementsprechend auch in seiner Rezeption der dazugehörigen Krisentheorie deutliche Spuren. Diese spart zentrale Elemente aus. Vor allem die Vorstellung, das Kapital sei seine eigene Schranke und zerstöre als „automatisches Subjekt" schließlich die Grundlagen der kapitalistischen Produktionsweise, blieb für den Arbeiterbewegungsmarxismus stets ein Fremdkörper, weil sie in Widerspruch zur marxistischen Klassenemphase stand. Soweit der Marxismus der 2. und 3. Internationale in scheinbarer Anlehnung an die Marx'sche Ökonomiekritik davon sprach, das Kapital schaufle an seinem eigenen Grab, stellte er die dort entwickelte Argumentation dementsprechend geradezu auf den Kopf. (Vgl. Kurz, Lohoff 1989) Der Kritik der Politischen Ökonomie zufolge scheitert die kapitalistische Produktionsweise letztlich an dem ihr inhärenten Trend, im Fortgang ihrer Entwicklung die Masse der verausgabten lebendigen Arbeit zu verringern und damit ihre eigene Wertbasis zu schmälern. Aus der Perspektive des traditionellen Marxismus bereitet das Kapital das Ende seiner Herrlichkeit höchstens insofern selber mit vor, als seine eigene Entwicklung mit der Entwicklung eines immer mächtigeren äußeren Gegners einhergeht. Der Kapitalismus schafft eine Arbeiterklasse, die an Zahl und Bewusstheit angeblich beständig zunimmt und die berufen ist, als eine Art kollektiver Demiurg die alte kapitalistische Gesellschaft zu zertrümmern, um eine neue, sozialistische an ihre

Stelle zu setzen. Die kapitalistischen Krisen spielen in diesem Weltbild bestenfalls eine nachgeordnete Rolle. Krisen verweisen nicht als solche auf die aus ihren eigenen inneren Widersprüchen resultierende Unhaltbarkeit der kapitalistischen Produktionsweise. Eine wirkliche Gefahr für das kapitalistische System stellen sie nur insofern dar, als sie die Arbeiterklasse verstärkt auf den Plan rufen sollen. Die eigentliche historische Bedeutung der Krisen liegt nach dem klassischen arbeiterbewegungsmarxistischen Deutungsmuster darin, dass sie und ihre sozialen Folgen dem Proletariat alle Illusionen über die Reformierbarkeit des Kapitalismus rauben und es für die revolutionäre Aktion wachrütteln.

3. Das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate und die Entschärfung der Marx'schen Krisentheorie

Wie bereits erwähnt, enthalten Marx' ökonomiekritische Schriften zwei Argumentationsstränge, die beide den Gedanken einer dem Kapital immanenten historischen Schranke verfolgen. Da diese allerdings dem Grunddogma des Arbeiterbewegungsmarxismus - dem Glauben an die Arbeiterklasse als das revolutionäre Subjekt der Geschichte - zuwiderlaufen, wurden sie dort nur insoweit aufgegriffen, wie sie sich aus ihrem eigentlichen theoretischen Kontext herauslösen ließen.

Der Gedanke, die auf dem Wert beruhende Produktionsweise zerstöre sich selbst, indem sie einen Wechsel der Hauptproduktivkraft von der Arbeit hin zur Anwendung des Wissens einleite, ließ sich aber nicht auf die Legitimationsbedürfnisse des Arbeiterbewegungsmarxismus zurechtstutzen. Wie man es auch dreht und wendet: dass die kapitalistische Produktionsweise ausgerechnet dann ihre historische Schranke erreicht haben soll, wenn die unmittelbare Produktionsarbeit an Bedeutung verliert, ist eine Ketzerei am Glauben an die Arbeiterklasse als Schöpferin aller Werte. Was würde dann aus der heiligen Mission der Arbeiterklasse, dem Kapitalismus den Garaus zu machen? Solche Überlegungen erscheinen vom Standpunkt des Arbeiterbewegungsmarxismus aus geradezu absurd. Folgerichtig hat dieser Marx' theoretische Überlegungen dazu vollkommen ausgeblendet. Selbst die schlimmsten Abweichler und Querköpfe innerhalb des arbeiterbewegungsmarxistischen Lagers sind nie auf die Idee gekommen, dass Marx überhaupt in Erwägung gezogen haben könnte, die auf dem Wert beruhende Produktions-

weise könnte ausgerechnet am Verschwinden dessen zugrunde gehen, wofür die Arbeiterklasse nun einmal steht: der unmittelbaren Produktionsarbeit.[4]

Die Marxisten haben eine lebhafte Debatte über den Charakter der periodischen Krisen geführt und mal das eine, mal das andere Moment der Marx'schen Krisenanalyse für übergreifend erklärt. Während die einen die periodischen Krisen in erster Linie als Ergebnis der „Marktanarchie“ (Disproportionalitätskrisen) sahen, führten andere als Hauptgrund die Unterkonsumtion der Arbeitermassen an. Krisen gebe es nach diesem Verständnis deswegen, weil die Existenz des Mehrwerts die Konsumtionsfähigkeit der Gesellschaft beschränkt und dem Kapital immer wieder unmöglich macht, die produzierten Waren abzusetzen und damit zu realisieren. Und auch das Problem der „Überakkumulation“ - das immer wieder sich neu herstellende Missverhältnis zwischen den Massen bereits akkumulierten Kapitals und fehlenden profitablen neuen Anlagemöglichkeiten - gehört zu den Dauerbrennern. Sobald es allerdings um die historische Entwicklungsperspektive ging, verengte sich die krisentheoretische Debatte auf das „Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate“.[5] Seit vielen Jahrzehnten wird immer wieder neu diskutiert, ob die Produktivkraftentwicklung sich tatsächlich, wie Marx behauptet hat, im langfristigen Sinken der Durchschnittsprofitrate niederschlagen müsse oder nicht.

Gegenüber der Marx'schen Argumentation stellt diese Diskussion freilich eine thematische Reduktion dar. Wenn Marx vom Grundwiderspruch spricht, an dem der Kapitalismus letztlich zugrunde gehen müsse, dann wird dieser nämlich auf einer grundsätzlicheren Ebene verortet. Es ist ganz allgemein der Konflikt zwischen der Produktivkraftentwicklung und dem bornierten Zweck der Vermehrung abstrakten Reichtums, der die kapitalistische Produktionsweise auf Dauer unhaltbar macht: „Der Widerspruch dieser kapitalistischen Produktionsweise besteht aber gerade in ihrer Tendenz zur absoluten Entwicklung der Produktivkräfte, die beständig in Konflikt gerät mit den spezifischen Produktionsbedingungen, worin sich das Kapital bewegt und allein bewegen kann“ (MEW 25, S.

4. Dazu hat natürlich auch die Publikationspraxis ihren Beitrag geleistet. Die Grundrisse, die ökonomiekritische Schrift, in der Marx diesen Gedanke ausführlicher formuliert hatte, wurden erst nach einem mehr als achtzigjährigen Vergessen erstmals im Jahr 1939 publiziert; vorher ruhten sie weitgehend unzugänglich in den Archiven.

5. Zu den wenigen Ausnahmen zählt Rosa Luxemburgs am Problem der Unterkonsumtion orientierter Ansatz.

268). Das ist keine blumige geschichtsphilosophische Redensart, hinter der sich sowohl analytisch als auch praktisch nur das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate verbirgt und sonst nichts; vielmehr stellt dieses Gesetz nur eine mögliche Erscheinungsform des „Konflikts“ zwischen der Produktivkraftentwicklung und der kapitalistischen Reichtumsproduktion dar. Dieser „Konflikt“ ist damit aber noch keineswegs erschöpft, sondern reicht weiter und umfasst wesentlich mehr Momente. Die beiden beschriebenen Argumentationsstränge in der Marx’schen Krisentheorie stehen nicht beziehungslos nebeneinander, sondern haben einen gemeinsamen Ausgangspunkt und ergänzen einander.

Der verkürzten Rezeption seiner Krisentheorie und ihrer Reduktion auf das berühmte „Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate“ hat Marx freilich selber auf seine Weise den Boden bereitet. Zum einen hat er diesen Strang seiner Theorie wesentlich ausführlicher und präziser ausgearbeitet als andere Fragestellungen, die für das Problem der dem Kapitalismus immanenten historischen Schranke wichtig sind. Das gilt insbesondere für die im Allgemeinen verbleibenden und überdies fragmentarischen Überlegungen von der Ablösung der unmittelbaren Produktionsarbeit als Hauptproduktivkraft durch die Anwendung der Wissenschaft auf die Produktion. Zum anderen hat er selber explizit das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate in den Vordergrund geschoben. Zumindest in den *Grundrissen* ist Folgendes zu dessen Stellenwert zu lesen: „Es ist dies in jeder Beziehung das wichtigste Gesetz der modernen politischen Ökonomie und das wesentlichste, um die schwierigsten Verhältnisse zu verstehn. Es ist vom historischen Standpunkt aus das wichtigste Gesetz. Es ist ein Gesetz, das trotz seiner Einfachheit bisher nie begriffen und noch weniger bewußt ausgesprochen worden ist“ (MEW 42, S. 641).

Demgegenüber bleibt jedoch zunächst einmal festzuhalten: Selbst wenn Marx mit dieser Aussage Recht hätte, wäre das vom „historischen Standpunkt wichtigste Gesetz“ noch immer nicht der vom historischen Standpunkt einzig relevante Zusammenhang. Das ist aber noch keineswegs alles. Diese Gewichtung ist vom heutigen Standpunkt längst nicht mehr aufrechtzuerhalten. Im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der ersten industriellen Revolution, als das System der Wertverwertung durch Arbeitskraftvernutzung noch eindeutig in Expansion begriffen war, mag die Veränderung der Zusammensetzung des Kapitals - die relative Verschiebung

vom variablen Kapitalteil zum fixen Kapitalteil und deren Auswirkungen auf die Durchschnittsprofitrate - das wichtigste Resultat der Produktivkraftentwicklung gewesen sein. In der Epoche der dritten industriellen Revolution ist das aber längst nicht mehr das übergreifende Moment. Für die Entwicklungsperspektiven des Kapitalismus ist eine bestimmte grundlegende *qualitative* Veränderung das bedeutsamste Moment: die Ablösung der alten Hauptproduktivkraft der unmittelbaren Produktionsarbeit durch eine neue Hauptproduktivkraft - die Anwendung der Wissenschaft. Sie führt dazu, dass dem Kapitalismus die wertproduktive Basis wegbricht.

Was die Behandlung der dem Kapital immanenten historischen Schranke angeht, kennzeichnet also ein Spannungsverhältnis die Marx'schen ökonomiekritischen Schriften. Auf der einen Seite fasst Marx die immanente Schranke als das Ergebnis des Grundwiderspruchs von entgrenzter Produktivkraftentwicklung und borniertem Produktionsverhältnis. Damit ist eigentlich klar, dass dieser Grundwiderspruch weit mehr umfasst als nur das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate. Auf der anderen Seite hat Marx dieses Gesetz ins Zentrum seiner Betrachtungen gerückt. Diese Spannung lässt sich prinzipiell in zwei Richtungen auflösen. Man kann den Gedanken einer immanenten Schranke mit dem Gesetz vom tendenziellen Fall einfach ineins setzen und alle weitergehenden Reflexionen, die Marx daneben angestellt hat, ausblenden; oder man kann die verschiedenen Momente im Lichte jener Entwicklung, die die kapitalistische Produktionsweise in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat, neu sortieren und gewichten. Der wertkritische Ansatz, wie ihn die *Krisis* vertritt, versucht letzteres zu leisten. Die bisherige innermarxistische Debatte hat dagegen im Wesentlichen den ersten der beiden Wege beschritten. Deren Ausgangspunkt ist die stillschweigende Annahme, die Produktivkraftentwicklung könne außer der Erhöhung der organischen Zusammensetzung des Kapitals keine weiteren, die Verwertungs- und Akkumulationsfähigkeit des Kapitals gefährdenden Implikationen haben. Schon dass nur ein kleiner Ausschnitt aus Marx‘ ökonomiekritischen Schriften überhaupt Gegenstand der Diskussion ist, spricht in diesem Zusammenhang Bände. Wer die einschlägigen Publikationen heranzieht, könnte fast den Eindruck gewinnen, als hätte Marx zur Frage der geschichtlichen Entwicklungsperspektive überhaupt nichts anderes geschrieben als die mit „Gesetz des tendenziellen Falls der Profit-

rate“ betitelten 55 Seiten im 3. Band des *Kapitals*. Schwerer wiegt noch, wie der 3. Abschnitt des 3. Bandes in der Regel gelesen wird. Allen Überlegungen, die über die enge Frage der Profitratenentwicklung hinausweisen, wird eine stiefmütterliche Behandlung zuteil.

Das beginnt schon damit, dass die marxistische Diskussion die Profitratenentwicklung in der Regel isoliert behandelt und keinen Bezug mehr zur Entwicklung der Profitmasse herstellt. Marx selber ist da anders vorgegangen und hat in seiner Darstellung beide Fragen miteinander verzahnt. Schon bei der Einführung des zentralen Begriffs „Überproduktion von Kapital“ setzt er zur Erläuterung diese Überproduktion absolut und beschreibt eine Situation, in der keineswegs nur die Profitrate im Sinkflug begriffen ist, sondern das Wachstum der gesamtkapitalistischen Profitmasse zum Erliegen kommt: „Es wäre eine absolute Überproduktion von Kapital vorhanden, sobald das zusätzliche Kapital für den Zweck der kapitalistischen Produktion = 0. Der Zweck der kapitalistischen Produktion ist aber Verwertung des Kapitals, d.h. Aneignung von Mehrarbeit, Produktion von Mehrwert, von Profit. Sobald also das Kapital gewachsen wäre in einem Verhältnis zur Arbeiterbevölkerung, daß weder die absolute Arbeitszeit, die diese Bevölkerung liefert, ausgedehnt, noch die relative Mehrarbeitszeit erweitert werden könnte …; wo also das gewachsene Kapital nur ebensoviel oder selbst weniger Mehrwertmasse produziert als vor seinem Wachstum, so fände eine absolute Überproduktion von Kapital statt; d.h. das gewachsene Kapital C+ ΔC produzierte nicht mehr Profit, oder gar weniger Profit, als das Kapital C vor seiner Vermehrung durch ΔC“ (MEW 25, S. 261f.).

Bei dieser absoluten Überakkumulation von Kapital handelt es sich indes für Marx nicht nur um ein zur Verdeutlichung seiner Argumentation herangezogenes Gedankenexperiment; der Übergang vom Fall der Profitrate zum Abschmelzen der Profitmasse ist in die Marx’sche Argumentation als ein logischer Fluchtpunkt integriert. Sie markiert den Punkt, an dem die *partielle* Kollision zwischen Produktivkraftentwicklung und kapitalistischer Reichtumsform, für die das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate steht, in eine *absolute* umschlägt. Geht das historische Sinken der Profitrate in eine historische Abnahme der Profitmasse über, dann ist die kapitalistische Produktionsweise nicht mehr nur krisenhaft, sondern schlicht unhaltbar geworden. Das Kapitalverhältnis bleibt trotz aller

Verwerfungen lebensfähig, solange die *relative* Zurückdrängung der produktiven Arbeitskraftvernutzung mit deren *absoluter* Zunahme einhergeht. Sie verliert jedoch ihre Grundlage, wenn aus dieser relativen Tendenz - relativ im Vergleich zum eingesetzten Gesamtkapital - eine absolute Abnahme wird, oder um Marx selber zu Wort kommen zu lassen: „Übrigens ist nur das Bedürfnis der kapitalistischen Produktionsweise, daß die Anzahl der Lohnarbeiter sich absolut vermehre, trotz ihrer relativen Abnahme. Für sie werden Arbeitskräfte schon überflüssig, sobald es nicht mehr notwendig ist, sie 12-15 Stunden täglich zu beschäftigen. Eine Entwicklung der Produktivkräfte, welche die absolute Anzahl der Arbeiter verminderte, d.h., in der Tat die ganze Nation befähigte, in einem geringeren Zeitteil die Gesamtproduktion zu vollziehn, würde Revolution herbeiführen, weil sie die Mehrzahl der Bevölkerung außer Kurs setzen würde. Hierin erscheint wieder die spezifische Schranke der kapitalistischen Produktion, und daß sie keineswegs die absolute Form für die Entwicklung der Produktivkräfte und Erzeugung des Reichtums ist, vielmehr mit dieser auf einem gewissen Punkt in Kollision tritt. Partiell erscheint diese Kollision in periodischen Krisen, die aus der Überflüssigmachung bald dieses, bald jenes Teils der Arbeiterbevölkerung in ihrer alten Beschäftigungsweise hervorgehn. Ihre Schranke ist die überschüssige Zeit der Arbeiter. Die absolute Überschußzeit, die die Gesellschaft gewinnt, geht sie nichts an. Die Entwicklung der Produktivkraft ist nur wichtig, sofern sie die Mehrarbeitszeit der Arbeiterklasse vermehrt, nicht die Arbeitszeit für die materielle Produktion überhaupt vermindert; sie bewegt sich so im Gegensatze" (MEW 25, S. 274).

Marx verschränkt seine Ausführungen zum „Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate" aber nicht nur explizit mit einer etwaigen absoluten Abnahme der Masse der vernutzten lebendigen Arbeit; ganz am Ende des 3. Abschnitts kommt er auch noch einmal auf jenen historischen Basisprozess zu sprechen, von dem er schon in den *Grundrissen* klargelegt hatte, dass er die Grundlage der auf der Wertverwertung beruhenden Produktionsweise zerstört: auf den Wechsel der Hauptproduktivkraft, also die Ablösung der unmittelbaren Produktionsarbeit durch universell einsetzbares Wissen. Marx zählt „drei Haupttatsachen der kapitalistischen Produktion" auf: Neben der „Konzentration der Produktionsmittel in wenigen Händen" und der „Herstellung des Weltmarktes" gehört dazu die aus der

„Verbindung der Arbeit mit der Naturwissenschaft" resultierende „Organisation der Arbeit selbst als gesellschaftlicher". Indem sie die Anwendung der Naturwissenschaft zur entscheidenden Produktivkraft macht, „hebt die kapitalistische Produktionsweise ... die Privatarbeit auf" (MEW 25, S. 277).

Ruft man sich eine der Grundannahmen der Kritik der Politischen Ökonomie in Erinnerung, wird die Reichweite dieses von Marx hier en passant formulierten Gedankens klar: „Gebrauchsgegenstände werden überhaupt nur Waren, weil sie Produkte voneinander unabhängig betriebner Privatarbeiten sind" (MEW 23, S. 87). Die Ware, als der dingliche Träger des Tauschwerts und die unabhängig voneinander betriebenen Privatarbeiten bilden beide Seiten der gleichen Medaille. Die eine ist die Elementarform des spezifisch kapitalistischen Reichtums, die andere die spezifische gesellschaftliche Praxisform, die sich als Wert darstellen kann und muss. Das eine gibt es nicht ohne das andere und umgekehrt. Angesichts des engen Zusammenhangs der beiden Kategorien ist es unmöglich, eine „Aufhebung der Privatarbeit" ins Auge zu fassen und gleichzeitig zu unterstellen, die Produktion von Waren als Wertträger könnte auf der Grundlage der aufgehobenen Privatarbeit munter weiterlaufen. Meint Marx tatsächlich „Aufhebung der Privatarbeit", wenn er diese Formulierung verwendet, dann ist dies identisch damit, dass die kapitalistische Reichtumsform auf die ihr gesetzte qualitative historische Schranke trifft. Die kapitalistische Produktionsweise steuert also aus der ihr inhärenten Entwicklungslogik heraus auf einen Punkt zu, an dem es ihr unmöglich wird, die Produktion von sinnlich-stofflichem Reichtum in das zu übersetzen, was für sie allein relevant ist: die Schaffung von Wertreichtum. Mit dem Aufstieg der Wissensarbeit und der zunehmenden Verdrängung der unmittelbaren Produktionsarbeit entfällt ein immer größerer Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit auf wertunproduktive allgemeine Arbeit, während immer weniger wertproduktive Privatarbeit verrichtet wird. Der Wechsel der Hauptproduktivkraft lässt die Verwertungsbasis schrumpfen.[6]

6. Bei der von voneinander unabhängigen Produzenten betriebenen Privatarbeit, die sich in Waren vergegenständlicht, handelt es sich um einen ganz spezifischen Typus menschlicher Tätigkeit, der sich erst mit der kapitalistischen Produktionsweise herausgebildet hat. In vorkapitalistischen Gesellschaften gab es diese Kategorie noch nicht, weil dort der Produktionsprozess noch in persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen eingebettet war. Von Privatarbeit kann erst in dem Maße die Rede sein, wie die sozialen Beziehungen zwischen den Produzenten die Gestalt anonymer Marktbeziehungen annehmen und allein Ware und Geld den sozialen Vermittlungszusammenhang herstellen. Weil Marx im I. Band des Kapitals die Elementarform des kapitalistischen Reichtums, die Ware und die Verwertungsbewegung des Kapitals untersucht, behandelt er dort auch ausschließlich den dazugehörigen Typus von Arbeit, also die Privatarbeit, die voneinander unabhängige Produzenten

In den arbeiterbewegungsmarxistischen Debatten wurde dieser Bezug nie wahrgenommen. Angesichts der sich im 19. Jahrhundert formierenden „industriellen Armeen“ übersetzten die Marxisten den Begriff der „Aufhebung der Privatarbeit“ mit Kollektivierung der unmittelbaren Produktionsarbeit und machten diesen so mit der Idee des machtvollen Klassensubjekts Proletariat kompatibel. Aus den Zeitumständen ist das sicherlich verständlich, zumal Marx selber der Verwechslung von „Aufhebung der Privatarbeit“ mit dem bloßen Zusammenschluss zu großen kollektiven Privatproduzenten Vorschub leistete. In seinen fragmentarisch gebliebenen Ausführungen verschwimmen an dieser Stelle zwei ganz unterschiedliche Tendenzen: die durch das Fabriksystem erzwungene bloße Kooperation der unmittelbaren Produzenten und die Verdrängung der unmittelbaren Produktionsarbeit im Gefolge der Verwissenschaftlichung der Produktion. Hierbei handelt es sich um zwei Stufen der Produktivkraftentwicklung – und der Begriff „Aufhebung der Privatarbeit“ ergibt erst für die zweite Stufe einen Sinn. Selbst das fordistisch-tayloristische System, in dem die Kooperation der Arbeit identisch war mit der

leisten. Diese Fokussierung ist in keiner Weise mit der Behauptung verbunden, alle im Kapitalismus verrichtete Arbeit hätte diesen Charakter und würde sich im Wert von Waren vergegenständlichen. Dementsprechend führt Marx im Fortgang seiner Darstellung neben der Privatarbeit unabhängiger Produzenten weitere Arbeitstypen ein, die zusammen mit der kapitalistischen Produktionsweise entstanden sind. Im 2. Band des Kapitals kommt er auf die „kommerzielle Arbeit” zu sprechen. Diese ist nicht an Produktion von Waren beteiligt, sondern sorgt allein für deren Zirkulation. Dabei schafft sie keinen Wert, sondern verhilft diesem lediglich zu seiner Realisation. Im 3. Band des Kapitals geht Marx noch einen Schritt weiter und führt im Zusammenhang mit der Tätigkeit von Wissenschaftlern und Staatsbediensteten einen kapitalismus-immanenten Gegenbegriff zur Privatarbeit unabhängiger Produzenten ein, den Begriff der allgemeinen Arbeit (der nicht mit dem im 1. Band des Kapitals eingeführten Begriff der abstrakt-allgemeinen Arbeit – der den Wert setzenden Qualität der Privatarbeit - verwechselt werden darf). Unter allgemeiner Arbeit versteht Marx neben der Wissensarbeit jene Arbeit, die für die Sicherstellung der infrastrukturellen Rahmenbedingungen der Warenproduktion notwendig ist. Dieser Arbeitstypus ist für den Gesamtreproduktionsprozess des Kapitals unerlässlich, und ihr Gewicht nimmt mit der Produktivkraftentwicklung beständig zu – sie schafft aber keinen Wert. Allgemeine Arbeit hat zwar insofern Warencharakter, als die Arbeitskraft als Ware angekauft wird, dieser Warencharakter beschränkt sich aber auf die Tauschwertseite. Was den allein dem Käufer zukommenden Gebrauchswert angeht, unterscheiden sich Privatarbeit und allgemeine Arbeit dagegen grundlegend. Die Privatarbeit hat für ihren Anwender den Gebrauchswert, Wert und Mehrwert zu erzeugen; der allgemeinen Arbeit fehlt dieser Gebrauchswert. Bei der Tätigkeit des Staatsbediensteten tritt der Unterschied zu der von voneinander unabhängigen Produzenten betriebenen Privatarbeit handgreiflich zutage. Die Polizistin, der städtische Verwaltungsangestellte und der Grundschullehrer sind allesamt Lohnarbeiter, aber ihre Arbeit setzt schon deshalb keinen Wert, weil deren Produkt (die öffentliche Sicherheit, der Verwaltungsakt und die elementare Bildung) von der öffentlichen Hand nicht verkauft wird. Das ist aber keineswegs die einzige Variante allgemeiner Arbeit. Auch in den warenproduzierenden kapitalistischen Betrieben fallen zunehmend allgemeine Arbeiten an. Dazu gehören interne Verwaltungstätigkeiten oder auch die Forschungs- und Entwicklungsarbeit und die Werbung. Sie sind notwendig, damit das Unternehmen Waren produzieren und absetzen kann, sie lassen sich aber im Gegensatz zur unmittelbaren Produktionsarbeit nicht einer genauer definierbaren Menge an Waren zuordnen und sind daher kein Teil der unmittelbaren Wertproduktion. Mit der dritten industriellen Revolution hat noch eine weitere Variante allgemeiner Arbeit, die genauso wenig wertproduktiv wie Staatstätigkeit ist, enorm an Bedeutung gewonnen: Wissensarbeit, die sich in universell einsetzbaren Gütern wie etwa Software niederschlägt (vgl. Lohoff 2006).

restlosen Subsumtion unter das kapitalistische Kommando und in dem sowohl die Arbeitsorganisation als auch das Produktionswissen den unmittelbaren Produzenten in einem vorher unvorstellbaren Maß entzogen war, bedeutete noch kein Ende der Privatarbeit voneinander unabhängiger Produzenten. Auch die zu einem großen industriellen Kollektivproduzenten zusammengefügte unmittelbare Produktionsarbeit stellt isolierte Privatarbeit dar, nur eben getrennte Privatarbeit eines Kollektivs. Ob in den Montagehallen von VW Tausende damit beschäftigt sind, Autos zusammenzuschrauben und jede individuelle Arbeitskraft auf einen einzigen Handgriff reduziert ist, oder ein Bäcker als Einmannbetrieb Brötchen herstellt, beides hat gleichermaßen den Charakter von Privatarbeit. Die Marx'sche Formel von der Aufhebung der Privatarbeit verweist jedoch auf einen über die Umorganisation der unmittelbaren Produktionsarbeit hinausgehenden Prozess, nämlich auf die Verdrängung unmittelbarer Arbeit durch wertunproduktive „allgemeine Arbeit". Zum alles bestimmenden Moment der gesellschaftlichen Entwicklung ist dies aber erst mit der dritten industriellen Revolution geworden; erst mit ihr wird unmittelbare Produktionsarbeit nicht nur in ihrer individuellen, sondern in ihrer kollektiven Variante als Hauptproduktivkraft abgelöst und marginalisiert. Erst mit dem Einsetzen der dritten industriellen Revolution ist die Aufhebung der Privatarbeit durch das Kapital auf breiter Front Wirklichkeit geworden.

4. Von der Wiederentdeckung der Wertformkritik zur Reformulierung der Krisentheorie

Die Volkswirtschaftslehre steht den grundlegenden Entwicklungen unserer Krisenepoche begriffs- und ratlos gegenüber. Dass sie die auf Selbstzerstörung programmierten Basiskategorien der kapitalistischen Gesellschaft, Wert und Ware, zu natürlichen und ewigen Formen des Wirtschaftens mystifiziert, macht es ihr bereits im Ansatz unmöglich, den historischen Krisenprozess zu begreifen, der vor unseren Augen abläuft. Als eine radikale Kritik der kapitalistischen Reichtumsform ist die Kritik der Politischen Ökonomie demgegenüber eigentlich dazu prädestiniert, das zu leisten, was die Volkswirtschaftslehre nicht leisten kann: eine tragfähige Analyse, die die Krise der herrschenden Produktionsweise in ihren Tiefendimensionen erfasst. Damit ihr bemerkenswertes theoretisches Potential nutzbar wird, ist es allerdings unerlässlich, den verschütteten Kern der Marx'schen

Kritik der Politischen Ökonomie, die Kritik von Ware und Wert, erst einmal freizulegen und weiterzuentwickeln.

Seit Mitte der 1980er Jahre verfolgt der wertkritische Ansatz, wie ihn die *Krisis* vertritt, dieses Ziel. Er musste dabei insofern nicht bei Null beginnen, als die im Gefolge der 68er Bewegung entstandene neue Welle der Marxrezeption schon unter einem etwas anderen Stern gestanden hatte als jene aus der Zeit der 2. und 3. Internationale. Zwar ging die Wiederentdeckung von Marx mit einem breit angelegten Revival des Klassenkampfdenkens einher, und insofern blieb eine gegen die Grundsatzkritik an der kapitalistischen Reichtumsform abgeschirmte Lesart der Marx'schen ökonomiekritischen Schriften hegemonial; daneben entwickelte sich aber noch eine andere Lesart, die sich Rechenschaft über den besonderen Charakter der Marx'schen Wertformanalyse ablegte und an die später die Theoriebildung der *Krisis*-Gruppe auf ihre Weise anknüpfen konnte. Insbesondere im universitär verankerten Marxismus entwickelte sich in den Hochzeiten der Marxrezeption in den 1970er Jahren eine relativ breite Debatte, die vor allem um die spezifische Methode und Darstellungsform von Marx kreiste und die deutlich machte, wie tief in dieser Hinsicht die Kluft zwischen dessen Kritik der Politischen Ökonomie und der positiven Arbeitswertlehre eines Smith oder Ricardo ist.[7] Einen wichtigen Beitrag leistete in dieser Hinsicht u.a. Hans Georg Backhaus mit seinen Materialien zur Rekonstruktion der Marx'schen Werttheorie. Anknüpfend an Roman Rosdolskys Vorarbeiten legten er, Helmut Reichelt und andere die Unhaltbarkeit der gängigen Marxinterpretationen offen, die das vertrackte Problem der Wertformanalyse als unwesentlichen Schnörkel übersprangen, um gleich zum vermeintlich alles entscheidenden Kern der Marx'schen Theorie, der Abpressung des Mehrwerts, zu gelangen.

Doch auch wenn diese methodologisch orientierte Diskussion einer Reformulierung der Kritik der Politischen Ökonomie als einer radikalen Kritik der kapitalistischen Reichtumsform den Boden bereitete, blieb sie in einem zentralen Punkt doch dem Universum des traditionellen Marxismus verhaftet. Ausgerechnet dessen wichtigste kategoriale Grundlage, der transhistorische Begriff der Arbeit, blieb von der Kritik ausgespart.[8] Das begrenzte die Reichweite der Wertform-

7. Ein zentraler Referenzpunkt dieser Debatte war wiederum das 1968 erstmals erschienene Buch von Roman Rosdolsky „Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen Kapitals".

8. Auf diesen Aspekt weist auch Moishe Postone ausdrücklich hin: „Wie Hilferding behauptet Rei-

analyse der 1970er Jahre insofern, als sie auf der Suche nach den spezifischen Verrücktheiten der kapitalistischen Reichtumsform den Fokus vornehmlich auf die Zirkulationssphäre richtete.

Diese Tendenz zur Verkürzung der Kritik der kapitalistischen Reichtumsform auf die Kritik der kapitalistischen Austauschweise lässt sich u.a. daran ablesen, wie die Wertformanalyse von ihrem Anspruch einer Rekonstruktion der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie wegdriftet, sobald es um die die Produktion betreffenden Kategorien geht. Gerade in dieser Hinsicht bleibt die Demarkationslinie zwischen genuin kapitalistischen Kategorien und überhistorischen Bestimmungen bei Marx auffällig uneindeutig und in sich widersprüchlich. Im 1. Abschnitt des *Kapitals sitzt Marx den* herrschenden Mystifikationen insofern teilweise selber auf, als er sowohl bei der Analyse des Doppelcharakters der Ware als auch der warenproduzierenden Arbeit zwei Schlüsselbegriffe als in allen Gesellschaftsformationen gültig einführt, die er in anderen Zusammenhängen zu Recht als spezifisch kapitalistisch behandelt: die Kategorie des Gebrauchswerts[9]

chelt, daß der Inhalt des Werts im Sozialismus ‚bewußt zum Prinzip der Ökonomie erhoben' werde. Wenn aber die ‚Form' (Wert) strikt vom ‚Inhalt' (‚Arbeit') getrennt werden kann, hat dies zur Folge, daß diese Bestimmung nicht eine Form der Arbeit, sondern der Weise ihrer gesellschaftlichen Verteilung ist. Dieser Interpretation zufolge gibt es keine innere Verknüpfung zwischen Form und Inhalt – es kann sie auch nicht geben, wenn man den vorgeblich transhistorischen Charakter des Inhaltes als gegeben nimmt" (Postone 2003, S. 106).

9. Was den Gebrauchswert angeht, so verwickelt sich Marx innerhalb seiner Darstellung im *Kapital* in einen handfesten Widerspruch. In der Anfangspassage des Kapitals ist zu lesen: „Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei. In der von uns zu betrachtenden Gesellschaftsform bilden sie zugleich die stofflichen Träger des - Tauschwerts" (MEW 23, S. 50). Hier wird also Gebrauchswert als ein anderes Wort für von Menschen geschaffenen sinnlich-stofflichen Reichtum gefasst und damit als eine überhistorische Größe verstanden. Auf späteren Stufen der Darstellung im 1. Band des *Kapitals* behandelt Marx aber zwei Waren, bei denen seine Analyse zutage fördert, dass sie neben ihrem sinnlich-stofflichen Gebrauchswert auch noch einen zweiten, übersinnlichen, rein gesellschaftlichen Gebrauchswert haben, der in der bürgerlichen Ökonomie auch ihr wesentlicher Gebrauchswert ist. Das gilt zunächst einmal für die ausgesonderte allgemeine Ware, das Geld. Indem Gold zu Geld wird, bekommt es den Gebrauchswert, Wert in der Form der unmittelbaren Austauschbarkeit zu repräsentieren. Dieser Gebrauchswert hat weder stofflichen Charakter noch ist er überhistorisch. Die Arbeitskraft wiederum hat neben dem Gebrauchswert, bestimmte Güter (Leinwand, Rock) hervorzubringen, den Gebrauchswert, Profit und Mehrwert zu erzeugen, und dieser Gebrauchswert, der den Kapitalisten allein interessiert, ist ebenfalls rein gesellschaftlich in einem historisch-spezifischen Sinne. Im 3. Band des *Kapitals* geht Marx auf den seltsamsten Warentypus ein, den der Kapitalismus überhaupt hervorbringt: das als Ware gehandelte Geldkapital. Diese Ware, da macht Marx überhaupt kein Geheimnis, hat überhaupt nur einen rein gesellschaftlichen Gebrauchswert. Wer sich etwa Geld leiht, dem wird dieses „als Wert, der den Gebrauchswert besitzt, Mehrwert, Profit zu schaffen" ausgehändigt (MEW 25, S. 355). Das passt erst recht nicht zu der im 1. Kapitel des *Kapitals* behaupteten Identität von Gebrauchswert und sinnlich-stofflichem Reichtum. Diese Inkonsistenz in der Marx'schen Argumentation lässt sich ohne Weiteres beseitigen. Man muss sich an das halten, was Marx im Fortgang seiner Darstellung faktisch macht, und sich von der Identität von Gebrauchswert und sinnlich-stofflichem Reichtum und damit von einem überhistorischen Gebrauchswertbegriff verabschieden. Der Gegensatz von Gebrauchswert und Tauschwert ist kein Gegensatz zwischen einer überhistorischen und einer spezifischen kapitalistischen Kategorie, sondern ein Binnengegensatz innerhalb der Wertbeziehung.

und die Kategorie der konkreten Arbeit[10]. Trotz des ungeheuren philologischen Aufwands, den sie ansonsten betrieben haben, gingen Reichelt und Backhaus in ihren Rekonstruktionsversuchen der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie auf diesen Widerspruch nicht ein, sondern lösten die innere Spannung mit größter Selbstverständlichkeit zugunsten der Interpretation auf, an der die arbeiterbewegungsmarxistischen Fehldeutungen seit jeher andockten.[11]

Die Tendenz, die Kritik der kapitalistischen Reichtumsform auf die Kritik der Zirkulationsformen zu verengen, ist für eine weitere entscheidende Schwäche der Wertformanalyse der 1970er Jahre verantwortlich. Die theoretischen Anstrengungen von Autoren wie Backhaus konzentrierten sich ausschließlich auf den ersten Abschnitt des *Kapitals* und blieben bei den dort behandelten allgemeinsten Problemstellungen der Wertformanalyse und der Geldtheorie stehen. Der Bruch mit dem Arbeitsbewegungsmarxismus beschränkte sich also auf einen Bruch mit der Umdeutung des Anfangsabschnitts des *Kapitals* zu einer positiven Arbeitswerttheorie. Dass dieses fatale Missverständnis auch den Blick auf die in den Folgebänden des *Kapitals* untersuchten Fragen trübt, fand kaum Beachtung. Vor allem die akkumulationstheoretischen Verkürzungen, die mit der Umdeutung der Marx'schen Wertkritik zu einer Variante der Ricardianischen Werttheorie einhergehen, blieben unhinterfragt stehen. Damit war aber auch der Zugang zu

10. Wer den Gebrauchswert als überhistorische Kategorie interpretiert, muss natürlich auch jene menschliche Praxis, die Waren hervorbringt, die Arbeit also, in entsprechender Weise aufspalten. Arbeit gilt dementsprechend im ersten Kapitel des *Kapitals* ausschließlich in ihrer Bestimmung als abstrakte Arbeit, als tauschwertsetzende Arbeit, als etwas spezifisch Kapitalistisches. Die konkrete Arbeit soll es dagegen unterschiedslos in allen Gesellschaftsformationen geben. In den Frühschriften hatte Marx noch ganz andere Töne angeschlagen und hat die Arbeit als solche ebenso vehement wie zutreffend angegriffen: „Die Arbeit ist ihrem Wesen nach die unfreie, unmenschliche, ungesellschaftliche, vom Privateigentum bedingte und das Privateigentum schaffende Tätigkeit." (Karl Marx: Über Friedrich Lists Buch „Das Nationale System der Politischen Ökonomie", in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 14. Jg., Heft 3 1972, S. 436) Statt diesen Frontalangriff im *Kapital* fortzuführen und kategorial zu präzisieren, hat Marx seine Kritik entschärft und den Arbeitsbegriff in einer der herrschenden Arbeitsreligion angepassten Weise verwendet. Dabei lässt sich die Differenzierung zwischen tauschwert- und gebrauchswertsetzender Arbeit ohne Weiteres auch von einem Standpunkt formulieren, der Arbeit, wie Marx in den Frühschriften, als die spezifisch kapitalistische Tätigkeitsform fasst. Beim Gegensatz von konkreter und abstrakter Arbeit handelt es sich um einen Binnengegensatz innerhalb des Wertverhältnisses. Beide Pole, sowohl konkrete Arbeit als auch abstrakte Arbeit, existieren nur innerhalb der Wertbeziehung.

11. Erst in den 1990er Jahren entstanden Positionen, die dieses Verständnis sowohl des Gebrauchswerts als auch der konkreten Arbeit korrigierten. Eine Kritik des verkürzten Gebrauchswertbegriffs hat zuerst Kornelia Hafner (1993) geleistet. Die Krisisgruppe hat sich diese Kritik zu eigen gemacht und hat darüber hinaus diesen Aufsatz zum Anlass genommen, auch über eine Entontologisierung der Kategorie der konkreten Arbeit nachzudenken. Den Übergang zu einer radikalen Kritik der Arbeit als spezifisch kapitalistischer Tätigkeitsform markiert der 1995 in *Krisis* 15 erschienene Text von Robert Kurz, Postmarxismus und Arbeitsfetisch.

einer auf der konsequenten Kritik der kapitalistischen Reichtumsform gründenden Krisentheorie verbaut.

Wie wir gesehen haben, ist bei Marx die Kritik der kapitalistischen Reichtumsform mit dem Gedanken einer der kapitalistischen Produktionsweise immanenten Schranke verschwistert. Die kapitalistische Produktionsweise bildet mit dem Wert eine ganz spezifische, von inneren Widersprüchen gekennzeichnete Reichtumsform heraus, und deswegen, so seine Perspektive, ist diese letztlich auf die Zerstörung ihrer eigenen Grundlagen programmiert. Dieser innere Zusammenhang zwischen Reichtumsformkritik und Krisentheorie blieb der Wertformanalyse der 1970er Jahre trotz ihres Anspruchs, den Marx'schen Ansatz zu rekonstruieren, genauso fremd, wie er vorher dem klassischen Arbeiterbewegungsmarxismus gewesen war. Erst der wertkritische Ansatz, wie ihn die *Krisis*-Gruppe entwickelte, schlug die Brücke von einer Kritik der kapitalistischen Reichtumsform zu einer konsequenten Reformulierung der Krisentheorie.

Diese krisentheoretische Weitung der Reichtumskritik lässt sich als eine zweite Stufe der Historisierung der kapitalistischen Basiskategorien fassen. Die (Wieder-) Entdeckung der ersten Stufe leiteten bereits Autoren wie Rosdolsky und später Backhaus ein. Sie konnten die Wertformanalyse nicht ins Zentrum ihrer Marxrezeption rücken, ohne die vom traditionellen Marxismus weitgehend vergessene Einsicht wiederzubeleben, dass Wert nur dort existiert, wo die kapitalistische Produktionsweise herrscht – und nirgends sonst; dass es also in der Vergangenheit Gesellschaften gab, die sich nicht über Wert und Ware vermittelten; und dass auch eine künftige, befreite Gesellschaft ihren sozialen Zusammenhang ohne diese Kategorien herstellen und sinnlich-stofflichen Reichtum produzieren würde, ohne Waren und Wert zu erzeugen. Damit einher ging die Einsicht, dass die Herrschaft von Wert und Ware nicht irgendwann einmal fix und fertig vom Himmel gefallen ist; vielmehr musste die Realkategorie Wert sich erst in einem langen historischen Prozess herausbilden und zur Herrschaft gelangen, in dem überkommene Reichtumsformen sukzessive zurückgedrängt bzw. transformiert wurden. Die Basiskategorien der kapitalistischen Gesellschaft haben also so etwas wie eine Installationsgeschichte. Doch damit ist deren geschichtlicher Entwicklungsprozess noch nicht erschöpft. Neben der Installations- und Durchsetzungsgeschichte gibt es auch eine Binnengeschichte des Werts, der sich gerade

auf dem Boden genuin kapitalistischer Verhältnisse als hochgradig dynamische Kategorie erweist.

Damit sind wir auf einer zweiten Stufe der Historisierung der kapitalistischen Produktionsweise und ihrer Basiskategorien angelangt, die im Wesentlichen eine Konkretisierung des prozessierenden Widerspruchs von Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnis darstellt. Freilich setzt diese auf einer Problemebene an, die dem traditionell-marxistischen Verständnis – der diesen Widerspruch ja beharrlich beschworen hat, dabei aber stets auf die Frage der Klassen und ihrer Kräfteverhältnisse fixiert war – immer fremd blieb.

Der dem Kapital inhärente Zwang zur Produktivkraftentwicklung führt das Wertverhältnis ad absurdum, weil es die innere Einheit von Wert- und Warenform einerseits und Wertsubstanz andererseits zerstört. Nicht nur, dass mit steigender Produktivität die von jeder einzelnen Ware repräsentierte Masse an Wertsubstanz beständig abnimmt - der Aufstieg der Wissenschaft zur Hauptproduktivkraft und die massenhafte Verdrängung der lebendigen Arbeit aus dem unmittelbaren Produktionsprozess markieren den Umschlagspunkt, an dem Wertform und Wertsubstanz auch gesamtkapitalistisch betrachtet auseinandertreten. Es liegt nämlich in der Entwicklungslogik der kapitalistischen Produktionsweise, dass beide auf entgegengesetzte historische Fluchtpunkte zusteuern. Die Wert- und Warenform ist ein durch und durch imperiales Prinzip. Deren Geschichte bleibt, solange das Kapitalverhältnis auf seiner eigenen Grundlage prozessiert, stets eine Expansionsgeschichte. Ein immer weiter wachsender Teil des gesellschaftlichen Reichtums und der sozialen Beziehungen wird diesem Prinzip rigoros unterworfen. Die Wert*form* stößt sich nicht selber in den Orkus der Geschichte. Schon eine Eingrenzung des Herrschaftsbereichs der Wertform und erst recht natürlich deren De-Installation ist nur als antikapitalistische Praxis, als bewusstes Außerkraftsetzen der Prinzipien kapitalistischer Vermittlung vorstellbar. Das kann nur das Werk einer weltgesellschaftlichen Emanzipationsbewegung sein, die Formen direkter Gesellschaftlichkeit ausbildet und die die in Waren- und Geldmonaden aufgelöste ungesellschaftliche Gesellschaftlichkeit sukzessive durch eine freie Assoziation der Produzenten ersetzt.

Die Geschichte der auf Arbeitsverausgabung zurückgehende Wert*substanz* folgt dagegen einem anderen Muster. Diese wird nicht erst durch die emanzipative Tat infrage gestellt, sondern durch die innere kapitalistische Widerspruchsdynamik selbst ausgezehrt, indem das Kapital die Produktivkraftentwicklung bis zu dem Punkt vorantreibt, an dem die Anwendung der Wissenschaft die unmittelbare, isolierte private Produktionsarbeit als Hauptproduktivkraft ablöst. Dieser Prozess, der sich hinter dem Rücken der Gesellschaftsmitglieder vollzieht, muss sich früher oder später in einer Abnahme der produzierten Wertmasse niederschlagen. Im Zeichen der Verwissenschaftlichung der Produktion endet die säkulare Expansionsbewegung, die die Entwicklung der Wertmasse von den Anfängen des Kapitalismus bis zum Ende des fordistischen Zeitalters gekennzeichnet hat, und schlägt in eine langfristige Kontraktionsbewegung um.

Damit aber geraten Wert*form* und Wert*substanz* in einen Konflikt. Würde sich die Wertmasse genauso beharrlich erweitert reproduzieren, wie die Wertform die Gesellschaft immer tiefer durchdringt, könnte die kapitalistische Produktionsweise bis zum Ende aller Tage weiterfunktionieren und sich beständig erneuern. Wäre die kapitalistische Produktionsweise nicht nur darauf programmiert, die Wertsubstanz zu zerstören, sondern auch über die Wert- und Warenform hinauszutreiben, dann könnte sich der Kapitalismus auch automatisch, ohne bewussten Bruch mit der herrschenden Vergesellschaftungsweise, in eine neue Gesellschaftsformation transformieren. Weil jedoch Wertform und Wertsubstanz auf dem Boden des Kapitals diametral entgegengesetzte historische Fluchtpunkte haben, treibt das Kapitalverhältnis aus sich heraus weder in die eine noch in die andere Richtung, sondern in eine Sackgasse hinein: in die auf seinem eigenen Boden nicht überwindbare Systemkrise.

5. Historische Widerspruchsdynamik ohne Krisentheorie: Moishe Postones Kritik der kapitalistischen Reichtumsform

Die wertformanalytischen Ansätze erhoben den Anspruch, eine „Rekonstruktion“ der Marx’schen Kritik der Politischen Ökonomie zu leisten. Ihre Debatten kreisten fast ausschließlich um Fragen der Marxphilologie. Der wertkritische Ansatz der *Krisis* knüpfte zwar an diesen Debatten an, ging aber in zweierlei Hinsicht dar-

über hinaus: Zum einen wurde die Kritik der Reichtumsform auf die besondere Praxisform ausgeweitet, die diese spezifische Art von Reichtum hervorbringt, also auf die Arbeit; zum anderen geht der wertkritische Ansatz davon aus, dass die solcherart reformulierte Kritik der Politischen Ökonomie bereits in ihrem Kern Krisentheorie ist und daher das adäquate begriffliche Instrumentarium enthält, um die fundamentale Krise zu analysieren, in der das kapitalistische Weltsystem heute steckt.

Den ersten dieser Schritte ist auch Moishe Postone gegangen, insofern er die Kritik der Arbeit in den Mittelpunkt seiner Interpretation der Marx'schen Theorie stellt (Postone 2003). Anders als der in der *Krisis* entwickelte Ansatz reserviert er den Begriff der Arbeit zwar nicht für den Kapitalismus, legt aber unmissverständlich klar, dass nur im Kapitalismus die Arbeit die historisch-spezifische Funktion des gesellschaftlichen Syntheseprinzips innehat und als solche aufzuheben ist. Damit vollzieht er nicht nur einen qualitativen Bruch mit dem traditionellen Marxismus und seinem transhistorischen Verständnis von Arbeit, sondern geht zugleich über die der Neuen Marx-Lektüre eigene zirkulative Beschränkung der Reichtumsformkritik hinaus.

Die Brücke von der kategorialen Kritik der kapitalistischen Reichtumsform zur Krisenanalyse schlägt Postone allerdings nicht, obwohl er selbst noch einen der theoretischen Grundpfeiler errichtet, von dem aus dieser Brückenschlag möglich wäre, ja sich der Sache nach eigentlich aufdrängt. Für die Kategorie des Wertmaßstabs weist Postone nämlich nach, dass deren Geschichte mit der Installation des Wertverhältnisses noch lange nicht beendet ist, sondern überhaupt erst beginnt. Wie er im achten Kapitel seines opus magnum deutlich macht, wohnt dem Kapitalismus grundsätzlich eine historische Dynamik inne, die permanent den Wertmaßstab verändert, und zwar in die immer gleiche Richtung:

„Obwohl also eine Veränderung in der allgemeinen gesellschaftlichen Produktivität die pro abstrakte Zeiteinheit produzierte Gesamtwertmenge unberührt läßt, verändert sie die Bestimmung dieser Zeiteinheit. Nur die Stunde Arbeitszeit, in der der allgemeine Standard gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit erreicht wird, zählt als eine gesellschaftliche Arbeitsstunde. Mit anderen Worten, *die gesellschaftliche Arbeitsstunde wird durch das Produktivitätsniveau konstituiert*" (Postone 2003,

S. 435). Mit steigender Produktivität müssen in einer Arbeitsstunde also immer mehr Waren erzeugt werden, um die gleiche Wertmasse darzustellen. Das aber heißt nichts anderes, als dass sich der worst case für das Wertverwertungssystem, das Schrumpfen der absoluten Wertmasse, nur vermeiden lässt, wenn die Masse der produzierten Waren gesamtkapitalistisch mindestens genauso schnell wächst wie der von der einzelnen Ware repräsentierte Wert sinkt. Was läge da näher als die Frage, ob die kapitalistische Produktionsweise diese ihre Existenzbedingung unter allen Umständen sicherstellen könne? Obwohl Postone sich explizit auf jene Abschnitte in den *Grundrissen* bezieht, in denen die Frage einer dem Kapital immanenten Schranke behandelt wird und sogar vom Zusammenbruch der auf dem Wert beruhenden Produktionsweise die Rede ist, löscht er die in der historischen Basisdynamik des Kapitals angelegte Konsequenz eines blinden, hinter dem Rücken der Protagonisten sich vollziehenden fundamentalen Krisenprozesses aber aus. Postone weiß, wie unabdingbar die Ausdehnung der Wertproduktion für den Kapitalismus ist, geht aber fraglos davon aus, dass die kapitalistische Produktionsweise das für sie Unabdingbare auch so lange sicherstellen kann, bis sie eines Tages von einer Emanzipationsbewegung aufgehoben wird.

Die Marx'sche Darstellung in den *Grundrissen* ist eigentlich eindeutig: Indem der Kapitalismus die Quelle allen Werts, die lebendige Arbeit, eliminiert, entzieht er sich die eigene Existenzgrundlage. Postone betont stattdessen, dass solange die kapitalistische Ordnung herrscht, „eine allgemeine Reduktion der gesellschaftlich notwendigen Arbeit … nicht stattfinden kann" (Postone 2003, S. 563), weil dies mit der gesellschaftlichen Reichtumsform des Werts nicht kompatibel ist. Dementsprechend hat für ihn die historische Veränderung des Wertmaßstabs im Gefolge der historischen Basisdynamik nur insofern eine Bedeutung als „der Kapitalismus über sich selbst hinaus auf die Möglichkeit einer zukünftigen Gesellschaft verweist, die auf einer anderen Form der gesellschaftlichen Vermittlung beruht" (Postone 2003, S. 567) als der wertförmigen. Für sich genommen ist gegen diese Überlegung nichts einzuwenden. Je länger der kapitalistische Widerspruchsprozess andauert, desto deutlicher zeichnet sich in der Tat die „Nicht-Notwendigkeit wertbildender Arbeit" (Postone 2003, S. 252) ab. In dem Kontext der Postone'schen Argumentation kommt diesem Gedanken indes eine fragwürdige Funktion zu. Insofern nämlich die historische Entfaltung des Selbstwiderspruchs der kapi-

talistischen Produktionsweise[12] nur dazu führen soll, die Spannung zwischen Möglichem und Wirklichem immer weiter zu verschärfen, kann Postone von diesem Widerspruch sprechen und sich gleichzeitig in Sachen Krisentheorie bedeckt halten. Die naheliegende Frage, was denn passiert, wenn jene Spannung nicht emanzipatorisch aufgelöst wird und der Prozess der Verdrängung lebendiger Arbeit immer weiter voranschreitet, stellt er gar nicht erst – sie ließe sich ohne einen krisentheoretischen Zugang auch nicht stringent beantworten. Der Selbstwiderspruch des Kapitalismus, die Arbeit isolierter Privatproduzenten als die einzige Quelle des Werts zu setzen und diese Quelle gleichzeitig zu eliminieren, erschöpft sich nämlich keineswegs in dem Widerspruch zwischen der „disponiblen Zeit", die eine freie Gesellschaft auf dem heutigen Produktivitätsniveau bereits hätte (Möglichkeit) und der tatsächlichen Herrschaft der abstrakten Arbeit (Wirklichkeit); dieser Widerspruch hat noch eine zweite, die Reproduktionsfähigkeit der kapitalistischen Produktionsweise betreffende Dimension. Die Veränderung des Wertmaßstabs hat, völlig unabhängig vom Gedanken einer möglichen Befreiung der Gesellschaft vom Diktat der Wertverwertung, für die kapitalistische Entwicklung selber immense Auswirkungen. Sie bildet den abstraktesten kategorialen Kern der Systemkrise.

Um den Blick dafür zu öffnen, muss man bei der Historisierung der kapitalistischen Kategorien allerdings einen Schritt weiter gehen als Postone. Nicht nur der Wertmaßstab hat eine über seine Installationsgeschichte hinausgehende kapitalistische Binnengeschichte und unterliegt einer ganz bestimmten historischen Dynamik; gleiches gilt auch für die aus tatsächlicher Arbeitsvernutzung entstammende Wertmasse und die Wertsubstanz. Auch diese beiden Kategorien unterliegen einem eindeutigen, wenn auch etwas komplizierteren historischen Entwicklungstrend. Mit der zunehmenden Vergesellschaftung der Produktion nimmt zwar die Masse der Arbeitskraft, die auf den Arbeitsmarkt drängt, beständig zu, ein immer geringerer Teil der verkauften Arbeitskraft wird aber vom Kapital als wertproduktive Arbeit[13] vernutzt und trägt zur Bildung von Wertsubstanz bei. Sobald die Vergesellschaftung der Produktion so weit vorangeschritten ist, dass die Anwendung der Wissenschaft die unmittelbare Produktionsarbeit als

12. Postone (2003) spricht zu Recht von einer „immanenten, historisch richtungsgebundenen Dynamik" (so etwa auf S. 286).

13. Vgl zum Problem der Abgrenzung von produktiver und unproduktiver Arbeit Samol (2006).

Hauptproduktivkraft ablöst, erreicht dieser schleichende Prozess eine kritische Schwelle. Die relative Abnahme der Masse der wertproduktiven Arbeit schlägt in eine absolute Abnahme um. Bis dahin wuchs der Umfang der produzierten Wertmasse im säkularen Trend, jetzt setzt die umgekehrte Entwicklung ein.

Postone führt eine dem traditionellen Marxismus fremde, für den wertkritischen Ansatz aber zentrale Analyse-Ebene ein. Das marxistische Denken kennt prinzipiell keine die Basiskategorien betreffende kapitalistische Binnengeschichte im eigentlichen Sinn.[14] Indem Postone die der Entwicklung des Wertmaßstabs eigene historische Dynamik untersucht, bricht er diese Denkweise auf und geht damit einen entscheidenden Schritt weiter, auch wenn er die darin angelegten krisentheoretischen Implikationen ausblendet.

6. Die Entsorgung des kritischen Gehalts der Wertformanalyse und der Marx'schen Krisentheorie durch Michael Heinrich

Keine gesellschaftskritische Theorie ist davor gefeit, in die Hände von Erben zu fallen, die als Weiterentwicklung des Ansatzes verstehen, was de facto seine Abwicklung zum Inhalt hat. Die Frankfurter Schule war mit Jürgen Habermas geschlagen, der die Kritische Theorie in eine unkritische Theorie des Kommunikativen Handelns überführte. Ein ähnliches Schicksal hat aber auch die Wertformanalyse der 1970er Jahre ereilt. Als die Gesellschaftskritik in den 1980er und 1990er Jahren insgesamt in eine Phase extremer Defensive geriet, nahm nicht nur das Interesse an der „Neuen Marx-Lektüre“ rapide ab, im verbliebenen Spektrum setzten sich Positionen durch, die deutlich hinter das Reflexions- und Kritikniveau der früheren Debatte zurückfielen. Das wirkt leider noch immer nach. Weiterführende Ansätze, wie der von Postone, spielen in den an der Wertformanalyse der 1970er Jahre anknüpfenden Debatten bis heute allenfalls eine marginale Rolle. Stattdessen sind Autoren tonangebend, deren Versuch, die Marx'sche Theorie auf „die Höhe der Zeit heben“, letztlich auf eine Anpassung an den Zeitgeist der 1990er Jahre hinausläuft. Der wichtigste Vordenker dieser Richtung ist Michael

14. Zwar wussten die reflektierten Vertreter dieser Richtung durchaus, dass Wert und abstrakte Arbeit nicht vom Himmel gefallen sind, sondern so etwas wie eine Installationsgeschichte haben, damit hatte es aber auch sein Bewenden. Sind Wert und abstrakte Arbeit erst einmal etabliert und von allen vorkapitalistischen Schlacken befreit und rein herausgebildet, dann machen sie dem landläufigen marxistischen Verständnis nach keine weitere Entwicklung mehr durch.

Heinrich, der zwar die von Backhaus und den anderen Gründungsvätern der „Neuen Marx-Lektüre“ entwickelte Kritik am Wertbegriff des traditionellen Marxismus aufgreift und zu Recht betont, dass dieser der positiven Arbeitswerttheorie der Klassik entspreche, aber nur um die Sprengkraft dieses Gedankens sofort wieder zu entschärfen. Rosdolsky, Reichelt und Backhaus haben die Kritik der Politischen Ökonomie aus der Nachbarschaft von Ricardo und Smith herausgelöst und als Kritik der kapitalistischen Reichtumsform gefasst, auch wenn sie die Stellung der Arbeit als spezifisch kapitalistisches Syntheseprinzip nicht erkannt haben. Heinrich nutzt dieses Manko, um die Kritik der Politischen Ökonomie in eine mindestens genauso dubiose Nachbarschaft zu versetzen. Sein erstmals 1991 erschienenes Buch *Die Wissenschaft vom Wert* stellt ein Projekt der „nachholenden Modernisierung“ der Marx’schen Theorie dar. Seine marxphilologischen Bemühungen sind darauf ausgelegt, die Basiskategorien der Kritik der Politischen Ökonomie den Grundannahmen der VWL des 20. Jahrhunderts anzupassen und damit akademisch hoffähig zu machen.

Als Jürgen Habermas 1980 für seine Verdienste um die Entsorgung der Kritischen Theorie mit dem Theodor W. Adorno-Preis ausgezeichnet wurde, war Adorno schon elf Jahre tot. Der Namensgeber der Ehrung hatte keine Gelegenheit mehr gehabt, zur Habermas‘schen Neuinterpretation der Kritischen Theorie persönlich Stellung zu beziehen. Michael Heinrich war dieses Glück nicht beschieden. Nach dem Erscheinen der *Wissenschaft vom Wert* hielten Backhaus und Reichelt mit ihrer Einschätzung nicht hinter dem Berg, was von dieser vermeintlichen Weiterentwicklung der Neuen Marx-Lektüre zu halten sei. In einem 1995 in den *Beiträgen zur Marx-Engels-Forschung* erschienenen Aufsatz (Backhaus/Reichelt 1995) haben beide unmissverständlich klargelegt, warum Heinrich hinter den erreichten Stand der Reflexion zurückfällt. Heinrichs Marxinterpretation sei schon im Ansatz verfehlt, weil sie das in der VWL vorherrschende Unverständnis für die Fetischkategorie des Werts reproduziere: „Was Marx theoretisch anzielte, ist eine reale Verkehrung, ein Vorgang, der sich nicht auf die bewußte abstrahierende Begrifflichkeit der beteiligten Subjekte reduzieren läßt und trotzdem eine Abstraktion darstellt, eine Realabstraktion“ (Backhaus/Reichelt 1995, S.74). Heinrich bemühe zwar gelegentlich den Begriff der Realabstraktion, aber nur, indem er dessen Sinn auslöscht: „Wenn Heinrich das Wort ‚Abstraktion’ bei Marx findet,

wird von vornherein unterstellt, daß es sich nur um einen Abstraktionsprozeß nach nominalistischer Auffassung handeln kann" (Backhaus/Reichelt 1995, S.87). Vor diesem Hintergrund weisen Reichelt und Backhaus auch Heinrichs Kritik am Marx'schen Gedanken einer Wertsubstanz zurück. Dass Heinrich darin einen falschen Naturalismus erkennen will, sei seinem nominalistisch verkürzten Abstraktionsbegriff geschuldet. Nicht die Vorstellung einer Wertsubstanz ist obsolet, vielmehr sei Heinrichs Argumentation haltlos, der zufolge „den Waren erst innerhalb des Austausches Wert und Wertgröße zukommt" (Backhaus/Reichelt 1995, S.66). Damit führe Heinrichs vermeintliche Fortentwicklung der Kritik der Politischen Ökonomie nämlich – auch wenn er sich dagegen zu verwahren versucht – zum Ausgangspunkt der für die VWL verbindlichen atomistischen Theorie zurück: „Im Einklang mit … [den] Paradigmen der atomistischen Theorie, gibt es für Heinrich eine absolute Zweiteilung der Ökonomie in naturale Realsphäre, in der keine Waren, sondern Produkte hergestellt werden, und der Sphäre des Austausches" (Backhaus/Reichelt 1995, S.68).

Es ist eigentlich ein theoretisches Armutszeugnis, dass Heinrich auf diese schlagende Kritik zweier Vordenker der Wertformanalyse nie ernsthaft geantwortet hat[15] und dass dies seinem Nimbus als reflektiertem Marxkenner im linksakademischen Milieu in keiner Weise geschadet hat. Ob man dies nun als Symptom für den allgemeinen Verfall des Reflexions- und Diskussionsniveaus in diesem Spektrum werten will oder vor allem als Indiz dafür, wie ausgeprägt das von Heinrich bediente Bedürfnis nach einer modernen, VWL-kompatiblen Interpretation der Kritik der Politischen Ökonomie ist - auf alle Fälle wirft es ein Schlaglicht darauf, wie weit zumindest ein erheblicher Teil der jüngeren „Neuen Marx-Lektüre" vom ursprünglichen Anliegen dieser Richtung abgerückt ist.

Die Marx'sche Kritik der Politischen Ökonomie spielt in den linken Debatten schon lange kaum mehr eine Rolle. Was den reformistischen Flügel angeht, so hat der sich bereits in den 1980er Jahren von Marx verabschiedet, um seinen theoretischen Bezugsrahmen in den Arbeiten des bürgerlichen Ökonomen Keynes zu finden. In der linksradikalen Debatte beherrschen vornehmlich Positionen die Szene, die das Kapitalverhältnis als rein subjektives Verhältnis fassen, allen voran

15. Darauf hat schon Norbert Trenkle vor über zehn Jahren hingewiesen, und in der Zwischenzeit hat sich daran nichts geändert (Trenkle 2000b).

der Postoperaismus. Vor diesem Hintergrund reicht die Tatsache aus, dass Michael Heinrich überhaupt die Kategorie des Werts im Munde führt und gelegentlich Begriffe wie „automatisches Subjekt“ bemüht, um die Unterschiede von Heinrichs „Wissenschaft vom Wert“ und dem in der *Krisis* entwickelten Ansatz als sekundär erscheinen zu lassen. Beide Positionen werden in den hiesigen linken Debatten häufig als artverwandt betrachtet und dementsprechend als konkurrierende Spielarten von Wertkritik unter einem gemeinsamen Label zusammengefasst.

Natürlich ist nicht verborgen geblieben, dass Heinrich und die *Krisis* krisentheoretisch diametral entgegengesetzte Positionen vertreten. Heinrich steht für eine fast schon buddhistisch anmutende Auffassung kapitalistischer Krisen: Für ihn stellen Krisen immer nur Reinigungskrisen dar, die jeweils einen Zyklus kapitalistischer Erneuerung einleiten. Die *Krisis* folgt demgegenüber Marx und geht von einer inneren Schranke der kapitalistischen Produktionsweise aus, deren Existenz in den periodischen Krisen aufscheint. Dieser Unterschied ist zu offensichtlich, als dass die Auseinandersetzung darüber in den linken Debatten übersehen werden könnte; allerdings wird sie oft als Streit über einen Spezialgegenstand verstanden.

In Wirklichkeit reichen die Differenzen indes wesentlich tiefer. Die krisentheoretische Kontroverse entspringt gegensätzlichen Auffassungen von den Grundkategorien der Kritik der Politischen Ökonomie. Der Streit darüber, ob die kapitalistische Produktionsweise an einer inneren Schranke scheitern muss oder nicht, bewegt sich keineswegs innerhalb des gleichen theoretischen Bezugsrahmens, er ist vielmehr Teil einer Auseinandersetzung um den kategorialen Bezugsrahmen selbst.

Für die falsche Wahrnehmung, die Differenzen seien gar nicht so fundamental, ist freilich nicht allein die Leserschaft verantwortlich. Auf seine Weise leistet auch Michael Heinrich dem Eindruck Vorschub, bei den krisentheoretischen Divergenzen handle es sich um eine isolierbare Sonderfrage. Wie Backhaus und Reichelt schon festgestellt haben, argumentiert Michael Heinrichs in seiner *Wissenschaft vom Wert* auffallend inkonsistent.

Dreh- und Angelpunkt von Heinrichs Ansatz ist die Entsorgung der Vorstellung einer Wertsubstanz. Um das Wertverhältnis von diesem Gedanken abzulösen, verkürzt er das Produktionsverhältnis Wert, die Beziehung getrennter Privatproduzenten, auf ein bloßes Zirkulationsverhältnis. Glaubt man Heinrich, so „exis-

tiert" der Wert „als die gesellschaftliche Beziehung der Waren" nur im Austausch, „außerhalb des Austauschs", so Heinrichs Behauptung, sei „der Warenkörper nicht Ware, sondern bloßes Produkt." (Heinrich 1999, S. 216) Allein mit dieser These sind aber gleich zwei tragende Säulen aus dem Gesamtgebäude der Kritik der Politischen Ökonomie herausgesprengt.

Zunächst einmal ist mit dieser Deutung die Stellung des Werts als einer von der Oberflächenkategorie des Preises klar abgrenzbare Basiskategorie dahin. In der Marx'schen Sicht markiert der erfolgreiche Verkauf der Waren den Übergang vom grundlegenden Wertverhältnis zur erscheinenden Oberfläche der Preisbeziehungen. Indem Heinrich diese Transformation mit der Wertbildung zusammenfallen lässt, wird vollkommen mysteriös, worin überhaupt noch der Unterschied und die logische Beziehung dieser beiden Kategorien bestehen soll. Die VWL, Heinrichs implizites Vorbild, die ebenfalls nur die Zirkulation kennt, argumentiert an diesem Punkt konsequenter als Heinrich. Sie kennt überhaupt nur die Preisebene und sieht in der Annahme eines vom Preis unterschiedenen Werts metaphysischen Unfug. Als „Marxist" verbietet es sich Heinrich, diesen Schritt zu vollziehen, obwohl er eigentlich in der Logik seiner Argumentation läge. Statt die Wertkategorie in die theoretische Rumpelkammer zu verbannen, entkleidet er sie ihres theoretischen Inhalts, indem er zwei voneinander getrennte und auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen angesiedelte Momente der Marx'schen Theorie zusammengeworfen und als komplementäre, nebeneinander stehende und angeblich gleichrangig in die Wertbestimmung eingehende Gesichtspunkte behandelt: nämlich die schon zu Beginn *des ersten Bandes des Kapitals* entwickelte grundlegende Bestimmung des Werts der Waren durch die zu ihrer Produktion notwendige gesellschaftliche Durchschnittsarbeit und die nachgeordneten Überlegungen aus dem dritten Band des *Kapitals*, denen zufolge dem Wert der nicht absetzbaren Waren die gesellschaftliche Anerkennung verwehrt bleibt und dieser sich gesellschaftlich als „ungültig" erweist. Durch dieses Zusammenwerfen wird aber nur verschleiert, worauf die Mystifikation der Wertrealisation zur eigentlichen Wertbildung hinausläuft: Die Wertkategorie ist de facto der Preiskategorie untergeordnet und hat ihre eigenständige Bedeutung eingebüßt.

Und noch eine andere Säule der Kritik der Politischen Ökonomie wird umgestürzt, wenn man wie Heinrich den Wert in den Austausch verlegt und die vorausgehende

Warenproduktion zur simplen Güterproduktion umdefiniert: nämlich die Bestimmung der Wertgröße durch die notwendige gesellschaftliche Durchschnittsarbeit. Offiziell hält Heinrich, zumindest in Hinblick auf das Gesamtkapital, zwar an der gesellschaftlich notwendigen Durchschnittsarbeitszeit als dem Maß des Werts fest; die Verknüpfung von Wertgröße und Arbeitszeit hat aber auf dem Boden seiner Argumentation den Charakter einer völlig willkürlichen äußeren Setzung angenommen. Die notwendige gesellschaftliche Durchschnittsarbeitszeit gehört offensichtlich der kapitalistischen Produktion an und ist dem Austausch eindeutig vorgelagert. Wenn die Ware vor ihrem Eintritt in die Zirkulation aber weder Warencharakter haben noch Wertträger sein soll, dann ist auch diese Kategorie der gesellschaftlichen Formbestimmung vorgelagert. Wie kann sie als prägesellschaftliche Größe für die Bestimmung einer genuin gesellschaftlichen Kategorie wie der Wertgröße maßgeblich sein? Angesichts seiner eigenen Vorgabe ist das genauso wenig plausibel wie die Annahme, für die Wertgröße sei die jedes Jahr die Erde treffende Sonnenenergie bestimmend.

Heinrich nimmt eine offenkundig doppelbödige Position ein. Einerseits verwirft er zentrale Kategorien der Marx'schen Theorie, andererseits hantiert er, etwa wenn es um krisentheoretische Fragen geht, mit der Bestimmung der Wertgröße durch die gesellschaftliche Durchschnittsarbeitszeit einfach weiter. Das lässt den Eindruck entstehen, er leiste eine immanente Kritik der Marx'schen Krisentheorie und ihrer Unzulänglichkeiten und seine Ablehnung der Marx'schen Krisendiagnose sei das Ergebnis einer konsequent weitergedachten Kritik der Politischen Ökonomie.[16]

Diese Doppelbödigkeit von Heinrichs Verfahren zwingt auch die Kritik an ihm zu einer zweigleisigen Vorgehensweise. Sie muss einerseits ans Licht fördern, welche falschen, aus der VWL übernommenen Prämissen er in die Kritik der Politischen Ökonomie hineinschmuggelt, und zum anderen muss sie die theoretischen Tricks und Finten aufdecken, mit denen, scheinbar auf der Grundlage der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie, die zentralen krisentheoretischen Überlegungen eskamotiert werden.

16. In Wirklichkeit steht durch die Verkürzung des Werts auf ein Zirkulationsphänomen und die Eliminierung des Problems der Realabstraktion das Ergebnis von Heinrichs Auseinandersetzung mit der Marx'schen Krisentheorie schon fest, bevor er sie überhaupt beginnt.

Vor allem auf den zweiten Aspekt des Heinrich'schen Entsorgungsunternehmens sind andere *Krisis*-Autoren schon bei anderer Gelegenheit ausführlich eingegangen. Norbert Trenkle hat bereits in seinem Aufsatz „Weil nicht sein kann, was nicht sein darf“ (Trenkle 2000a) nachgezeichnet, wie Heinrich die Marx'sche Krisentheorie unschädlich macht. Parallel zu dem hier präsentierten Text erscheint der Beitrag „Michael Heinrichs Fehlkalkulation der Profitrate“, in dem Peter Samol detailliert zeigt, auf welch schwachen Füßen Heinrichs Kritik an den zentralen krisentheoretischen Aussagen von Marx steht. Nicht nur dass Heinrich die Marx'sche Krisentheorie, wie das schon im traditionellen Marxismus üblich war, auf das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate verkürzt - auch seine Argumentation gegen dieses Gesetz ist alles andere als zwingend. Und auch was das Problem der Basiskategorien betrifft, liegt mit Norbert Trenkles „Im bürgerlichen Himmel der Zirkulation“ (Trenkle 2000b) seit geraumer Zeit eine Auseinandersetzung mit Heinrichs Arbeits- und Wertbegriff vor. Ein Gesichtspunkt, der sich vor dem Hintergrund der im vorliegenden Text angestellten Überlegungen indes aufdrängt, wurde bis dato noch nicht thematisiert. Die „Nachkorrekturen“, die Heinrich am Marx'schen Verständnis von Wert, Ware und Geld vornimmt, lassen sich auf einen Generalnenner bringen. Heinrich konvertiert die landläufige volkswirtschaftliche Sicht in marxistische Termini, indem er zentrale Begriffe der Kritik der Politischen Ökonomie in ex definitione statische, jeder inneren Entwicklungsdynamik von vornherein beraubte Kategorien überführt. Das eigentliche theoretische Fundament von Heinrichs Umgang mit der Marx'schen Krisentheorie ist ein konsequent unhistorisches Verständnis der Schlüsselkategorien der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie.

Auch wenn Heinrich ansonsten inkonsistent argumentiert, bei seinen Enthistorisierungsbemühungen geht er äußerst gründlich zu Werke. Das beginnt bereits mit seiner theoretischen Grundlegung: der Streichung der Wertsubstanz und der Reduktion des Wertverhältnisses auf die Wertform. Mit der Wertsubstanz erklärt er genau die Grundkategorie für gegenstandslos, die einem historischen Auszehrungsprozess unterliegt; übrig bleibt die Wert- und Warenform und damit die Grundkategorie, die sich, wie oben bereits ausgeführt, auf dem Boden der kapitalistischen Produktionsweise tatsächlich beharrlich reproduziert.

Dieser Vorgehensweise entspricht sein Umgang mit den Waren. Auch hier ist die Enthistorisierung mit Händen zu greifen. Ob Zementsack, Auto oder Papiertaschentuch, das gesellschaftliche Dasein eines Angehörigen des „Warenpöbels" (Marx) umfasst stets zwei Etappen. Jede Ware wird zunächst als Ware produziert, um anschließend als Ware zu zirkulieren. Der kapitalistische Produktionsprozess macht im Laufe der kapitalistischen Entwicklung ungeheure Umwälzungen durch – Umwälzungen, die, wie gezeigt, auch eine kategoriale Dimension haben. Die Welt der Zirkulation unterliegt dagegen keiner solchen Dynamik. Auf dem Boden der kapitalistischen Ordnung hat der bloße Austauschprozess immer den gleichen Inhalt. Indem Heinrich die innere Einheit von Warenproduktion und Zirkulation auflöst und die Waren ausschließlich in der zweiten Etappe, in der Sphäre der Zirkulation, als Waren anerkennt, hat er jede der Welt des Warenpöbels innewohnende historische Dynamik von vornherein wegdefiniert. In dem Bereich, in dem die Elementarform des kapitalistischen Reichtums einer realen historischen Dynamik unterliegt, der Produktion nämlich, ist für Heinrich die Ware gar keine Ware, sondern simples prägesellschaftliches Produkt. Nur das simple Produkt betreffende Veränderungen können aber unmöglich das Fundament kapitalistischer Reichtumsproduktion in irgendeiner Weise berühren.

Marx ging bekanntlich von einem Grundwiderspruch zwischen Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnis aus. Nach der Umdefinition der Warenproduktion zur simplen Güterproduktion lässt sich dieser Grundwiderspruch nicht mehr denken. Heinrich nimmt das aber nicht zum Anlass, seine krude Verkürzung der Ware auf ein Zirkulationsphänomen zu hinterfragen; stattdessen entsorgt er die Dialektik von Produktivkraftentwicklung und Produktionsverhältnis. Weil die Ware für Heinrich nur im Austausch Ware ist, verfällt jeder Versuch, von Veränderungen in der Produktion auf Veränderungen im System des kapitalistischen Reichtums zu schließen, dem Verdikt des „technischen Determinismus".

Noch rigoroser springt Heinrich mit der „allgemeinen Ware", dem Geld, um. Während er die besonderen Waren wenigstens, soweit sie sich in der Zirkulation befinden, noch als Waren anerkennt, wird das Geld gleich vollständig aus dem Warenkosmos ausgebürgert. Glaubt man Heinrich, dann war Marx mit dem Gedanken einer Geldware völlig auf dem Holzweg. Heinrich macht sich stattdessen die nominalistische Geldvorstellung der VWL eins zu eins zu eigen und spricht

Marx' „Königin der Waren" pauschal den Warencharakter ab. So viel räumt Heinrich gerade noch ein: In der Gestalt des Goldes gab es früher einmal eine Geldware. Deren Existenz stellt für Heinrich aber von vornherein eine überwundene Verirrung dar. Mit der Demonetarisierung des Goldes sei die Geldware als „vermeidbares Hindernis der kapitalistischen Reproduktion" (Heinrich 2004, S. 161) ein für allemal abgeschafft worden. Die Geschichte des Geldes schrumpft zu einem vermeintlichen Entpuppungsprozess, in dem das Geld zu dem wird, was es seiner logischen Stellung im System des kapitalistischen Reichtums nach angeblich immer schon war: zu einem bloßen Symbol. Heinrich kommt gar nicht erst auf die Idee, dass auch das Geld einen historischen Prozess durchlaufen haben könnte, der zwar seine Darstellungsform tangiert, nicht jedoch seinen Warencharakter. Genau dieser Wechsel der Geldware ist aber ein entscheidendes Moment im fundamentalen Krisenprozess (Lohoff/ Trenkle 2012, S. 152 f.). Daher soll er hier abschließend kurz skizziert werden.

7. Der Missing Link der Krisentheorie: Die kategoriale Analyse des fiktiven Kapitals

Zur Erinnerung noch einmal der Ausgangspunkt des vorliegenden Textes: Die Kritik der Politischen Ökonomie erkennt in Wert und Ware ganz spezifische Reichtumsformen. Diese bilden sich nur dort als allgemeine Formen heraus und übernehmen die Vermittlung des gesellschaftlichen Zusammenhangs, wo die Menschen als isolierte Privatproduzenten zueinander in Beziehung treten: also allein im Kapitalismus. Die kapitalistische Reichtumsform hat etwas hochgradig Verrücktes. Indem die Menschen sich nicht direkt über ihren gesellschaftlichen Zusammenhang verständigen und stattdessen ihre Arbeitsprodukte für sich kommunizieren lassen, verwandelt sich der von ihnen selber geschaffene Reichtum in eine realmetaphysische, eigenen Bewegungsgesetzen folgende Macht.

Der bürgerlichen Ökonomietheorie, allen voran der modernen VWL, ist der realmetaphysische Charakter des kapitalistischen Reichtums ein Buch mit sieben Siegeln. Stattdessen unterstellt sie, bei der kapitalistischen Produktionsweise handle es sich um den Inbegriff einer vernünftigen Wirtschaftsweise. Dieser Basisannahme liegen zwei gegenläufige, sich dabei aber ergänzende Mystifikationen

zugrunde. Zum einen wird die Auflösung der Gesellschaft in getrennte Privatproduzenten und damit die Verwandlung der von den Menschen geschaffenen Güter in realmetaphysischen Reichtum immer schon als selbstverständlich vorausgesetzt. Die Reduktion von Reichtum auf Warenreichtum erscheint als die natürlichste Sache der Welt. Die VWL kennt überhaupt nur monetäre Größen und damit nur Erscheinungsformen der Realmetaphysik des Werts. Zum andern setzt sie den spezifisch kapitalistischen Reichtum mit simplem sinnlich-stofflichem Güterreichtum ineins, abstrahiert also vom spezifischen Inhalt des kapitalistischen Reichtums. Die kapitalistische Wirtschaftsweise erscheint so kontrafaktisch als eine auf die Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse ausgerichtete Wirtschaftsweise.

Wie schon eingangs dieses Beitrags betont, setzen die höchst unscharfen und dabei in sich widersprüchlichen Grundannahmen vom Wesen des kapitalistischen Reichtums der Erklärungskraft der Wirtschaftswissenschaft enge Grenzen. Vor allem hindern sie sie an der Entwicklung eines für die Analyse der Krisen der kapitalistischen Produktionsweise geeigneten theoretischen Instrumentariums. Die Unfähigkeit der Wirtschaftswissenschaften, Krisen zu erklären, ist dermaßen eklatant, dass sie sogar von den Insidern konstatiert wird. Angesichts der immer neuen Krisenschübe, die das kapitalistische Weltsystem seit Herbst 2008 durchmacht, räumen die reflektierteren Vertreter der VWL inzwischen den Bankrott ihrer Disziplin offen ein und fordern eine grundsätzliche Neuausrichtung aller Wirtschaftstheorie. Allerdings steht heute schon fest, dass diese Umorientierungsversuche keinen Erfolg bringen können. Nicht die eine oder andere wirtschaftswissenschaftliche Schule, nicht eine bestimmte Ökonomen-Generation hat nämlich versagt; die Prämisse, auf der seit Adam Smiths Zeiten die bürgerliche Ökonomie beruht: das aller bürgerlichen Ökonomie zugrunde liegende mystifizierende Verständnis der kapitalistischen Reichtumsform, ist bereits das Problem.

Die bürgerliche Ökonomietheorie mystifiziert Ware und Wert bzw. deren Erscheinungsformen zu universellen Kategorien jeder über blanke Selbstversorgung hinausgehenden Wirtschaftsweise, also jeder arbeitsteiligen Gesellschaft. Deshalb muss ihr die Krisentheorie auf ewig ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Ganz anders die Kritik der Politischen Ökonomie. Indem diese den spezifischen Charakter von Wert und Ware als genuin kapitalistische Reichtumsformen herausarbeitet, kann sie nicht nur die Frage aufwerfen, warum das System der Wertverwertung

im Unterschied zu allen früheren Produktionsweisen immer wieder aus seiner eigenen Logik heraus Krisen hervorbringt; sie hat damit zugleich den Schlüssel zur Antwort schon in der Hand. Damit aber nicht genug. Als radikale Kritik der kapitalistischen Reichtumsform ist die Kritik der Politischen Ökonomie prädestiniert, dort zu glänzen, wo sich die Wirtschaftswissenschaft bis auf die Knochen blamieren muss: bei der Analyse der fundamentalen Krise, in der die kapitalistische Entwicklung im 21. Jahrhundert kulminiert.

Allerdings müssen bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein, damit sich das der Kritik der Politischen Ökonomie eigene enorme analytische Potential auch wirklich nutzbar machen lässt. Zunächst einmal ist es erforderlich, einen Weg der Theoriebildung einzuschlagen, der dem in den letzten Jahrzehnten von den Marxisten verfolgten Kurs diametral entgegengesetzt ist. Nichts ist so verheerend wie der fast allen linken Ökonomen gemeinsame Drang, den Unterschied zwischen der Kritik der Politischen Ökonomie und den bankrotten positiven Wirtschaftswissenschaften einzuebnen. Nichts ist so überflüssig wie die abgeschmackten Versuche, Marx mit Keynes zu verheiraten oder ihn auf die Vorgaben der VWL zurechtzustutzen, wie etwa Heinrich es tut.

Das ist freilich nur die eine Voraussetzung. Eine bloße „Rekonstruktion" des bei Marx bereits erreichten Standes der Kritik der Politischen Ökonomie allein liefert noch nicht das begrifflich-kategoriale Rüstzeug, mit dem sich alle zentralen Widersprüche des heutigen Kapitalismus verstehen lassen. Um die derzeitige Weltmarktkrise im Marx'schen Sinn *„als die reale Zusammenfassung und gewaltsame Ausgleichung aller Widersprüche der bürgerlichen Ökonomie"* (MEW 26.2., S. 510) fassen zu können, ist es zusätzlich unabdingbar, die Kritik der Politischen Ökonomie mit Marx über Marx hinauszutreiben.

Vor allem an einem für die Analyse des heutigen Kapitalismus ganz entscheidenden Punkt ist das System der Kritik der Politischen Ökonomie in der Marx'schen Fassung unvollständig geblieben. Mit unendlicher Akribie hat Marx die Geheimnisse des „Warenfetischs" gelüftet, also das soziale Verhältnis auseinandergelegt, das die für die Gütermärkte produzierten Waren vermitteln. In Verbindung mit der Entdeckung des spezifischen Gebrauchswerts der Ware Arbeitskraft hat ihn das in den Stand versetzt, den Kreislauf des fungierenden Kapitals zu verstehen.

Dagegen ist seine Analyse der die Geld- und Kapitalmärkte bevölkernden Waren (Aktien, Schuldtitel aller Art etc.) entgegen Marx‘ ursprünglicher Absicht über fragmentarische Ansätze nicht hinausgekommen.[17] Im fünften Abschnitt von Band 3 des *Kapitals* kommt Marx zwar darauf zu sprechen, dass der Kapitalismus nicht nur Tomaten und Textilien in Waren verwandelt, sondern dass auch Geld in seiner Gebrauchswerteigenschaft als potentielles Kapital zur Ware wird[18]; die Darstellung bricht indes ab, bevor die entscheidende Frage ins Blickfeld gerät, geschweige denn gelöst wird: Wie verändert die Aufstockung der Warenwelt um eine zweite Etage das System der kapitalistischen Reichtumsproduktion? Wie fügt sich die Akkumulation dieser von Marx als fiktives Kapital bezeichneten Art von Waren logisch in den Gesamtakkumulationsprozess ein? Die marxistische Diskussion hat es versäumt, die an diesem Punkt unvollständig gebliebene Marx'sche Darstellung des Systems des kapitalistischen Reichtums zu komplettieren (vgl. Lohoff/Trenkle 2012, S. 110 ff.). Stattdessen hat es sich eingebürgert, das nicht ausreichend Behandelte als im Grunde unwesentlich beiseite zu schieben. In der marxistischen Diskussion wird üblicherweise der Akkumulationsprozess des Gesamtkapitals mit der Akkumulationsbewegung des fungierenden Kapitals gleichgesetzt und damit die Bedeutung der auf den Geld- und Kapitalmärkten gehandelten Waren heruntergespielt.

Zu Marx‘ Lebzeiten war die Vermehrung der an den Finanzmärkten gehandelten Waren für die Gesamtakkumulation nur eine Marginalie. Insofern ist es auch den Zeitumständen geschuldet, warum Marx der zweiten Etage des warenproduzierenden Systems bei weitem nicht die Aufmerksamkeit schenkte, die er der ersten und damit der Bewegung des fungierenden Kapitals widmete. Was die Analyse der Krisen des 19. Jahrhunderts angeht, hat das Fehlen einer kohärenten, in den Gesamtbau der Kritik der Politischen Ökonomie integrierten Theorie der Ware Kapital und ihrer Eigenarten die Erklärungskraft der Marx'schen Analyse nicht weiter beeinträchtigt. Das sieht indes, was die Untersuchung späterer Phasen kapitalistischer Entwicklung angeht, anders aus. Schon der Übergang von der Großen Depression der 1930er Jahre zum Nachkriegsboom lässt sich nicht

17. Der ursprüngliche Aufbauplan für sein Hauptwerk sah noch ein eigenes Buch zum Kreditwesen vor (vgl. MEW 42, S. 42). Das blieb aber ungeschrieben.

18. „In dieser Eigenschaft als mögliches Kapital, als Mittel zur Produktion des Profits, wird es Ware, aber eine Ware sui generis [von eigener Art]. Oder was auf dasselbe herauskommt, Kapital als Kapital wird zur Ware" (MEW 25, S. 351).

wirklich verstehen, wenn man die Rolle nicht begreift, die dabei die Ausweitung der Kreditgeldschöpfung gespielt hat (vgl. Lohoff/Trenkle 2012, S. 177 ff.). Der zeitgenössische Kapitalismus, bei dem die Vermehrung des fiktiven Kapitals zum eigentlichen Zentrum der Kapitalakkumulation geworden ist, bleibt aber ohne ein aus der Kritik der Politischen Ökonomie selber abgeleitetes und in deren Kategorien fundiertes Verständnis der Bewegungsgesetze der auf den Geld- und Kapitalmärkten gehandelten Waren vollends ein Buch mit sieben Siegeln. Solange marxistische Ökonomen die Kapitalvermehrung in der Wunderwelt des fiktiven Kapitals nicht als eigene Sphäre der Kapitalakkumulation ernst nehmen, deren Dynamik darauf beruht, dass zukünftiger Wert in die Gegenwart gesaugt wird, stehen sie dem heutigen Kapitalismus genauso desorientiert und begriffslos gegenüber wie ihre VWL-Kollegen.

Bei der Formulierung des wertkritischen Ansatzes wurde dem Problem des fiktiven Kapitals insofern von Anfang an Rechnung getragen, als wir uns durch die Mitte der 1980er Jahre einsetzende Boomphase nicht den Blick dafür vernebeln ließen, wie die dritte industrielle Revolution die Grundlage des Wertverwertungssystems unterminiert. Schon in frühen Publikationen der *Krisis*-Gruppe wurde betont, dass der neuerliche Akkumulationsschub, der vielen Kritikern als der Beweis für die ewige Regenerationsfähigkeit des Kapitalismus galt, nicht mehr von der Ausdehnung tatsächlicher Arbeitskraftvernutzung getragen wurde, sondern von der Akkumulation fiktiven Kapitals, also vom prekären Vorgriff auf künftige Wertproduktion. Die theoretische Untermauerung dieses Arguments - das nämlich erklärt, warum die strukturelle Krise der Wertverwertung nicht unmittelbar in eine manifeste Krise einmündet, sondern dies erst nach einer langen zeitlich Verzögerung geschieht - blieb allerdings, aus heutiger Sicht, lückenhaft. In dem Buch „Die große Entwertung“ (Lohoff/Trenkle 2012) haben wir den Versuch unternommen, diese von Marx ererbte Lücke zu schließen, und eine um die systematische Analyse des fiktiven Kapitals erweiterte Warenformkritik vorgelegt. Unter Rückgriff auf Fragmente aus dem 3. Band des *Kapitals* beschäftigt sich der zweite Teil des Buches mit dem besonderen Charakter von Eigentumstiteln wie Aktien, Schuldtiteln und Derivaten, die als Waren 2[ter] Ordnung gefasst werden, um zu betonen, dass sie eine eigene Abteilung innerhalb des Warenuniversums kon-

stituieren und spezifischen Bewegungsgesetzen folgen .[19] Damit verlor die Rede vom „Anzapfen künftiger Wertproduktion“ ihren eher deskriptiv-metaphorischen Charakter und gewann eine klar umrissene wertformanalytische Bedeutung, die sich folgendermaßen knapp umreißen lässt.

Das Warenuniversum setzt sich aus zwei Abteilungen zusammen: erstens aus den auf den Gütermärkten gehandelten Waren 1ter Ordnung und zweitens aus den auf den Geld- und Kapitalmärkten gehandelten Waren 2ter Ordnung (Aktien, Schuldtitel usw.). Beide Warentypen repräsentieren kapitalistischen Reichtum, freilich in höchst unterschiedlicher Weise. Die ersteren stellen insofern Elemente des kapitalistischen Reichtums dar, als sich in ihnen tatsächlich verausgabte produktive Arbeit „vergegenständlicht“, was sie zu Repräsentanten von Wert macht. Aber auch die Vermehrung der von der marxistischen Theoriebildung sträflich vernachlässigten Waren 2ter Ordnung bedeutet zunächst eine Vergrößerung des kapitalistischen Reichtums. Solange Eigentumstitel als realisierbar erscheinen, jedoch noch nicht realisiert sind, repräsentieren sie Kapital gewordenen künftigen Wert. In der Beziehung von Schuldner und Gläubiger, von Eigentumstitelkäufer und -verkäufer erreicht die Verrücktheit der kapitalistischen Reichtumsform im Kapitalfetisch als dem Realfetisch der besonderen Ware Geldkapital ihren absoluten Höhepunkt. Indem Eigentumstitel ausgegeben werden und Käufer finden, stellt sich das Ergebnis künftiger Arbeit, also künftige Wertproduktion - Wertproduktion, die es möglicherweise nie geben wird - heute bereits als gesellschaftliches Zusatzkapital dar (Trenkle/Lohoff 2012, S. 124 ff.).[20]

Wie weiter oben schon skizziert, orientiert sich die Marx’sche Kritik der Politischen Ökonomie an folgendem krisentheoretischen Leitmotiv: Das Kapital überwindet seine inneren Widersprüche stets dadurch, dass es diese auf eine neue Stufenleiter hebt. Das schließt gerade in Hinblick auf die großen Weltmarktkrisen ein, dass deren Bewältigung nicht nur den Keim weiterer Krisen in sich trägt, sondern darüber hinaus nur um den Preis der Schaffung zusätzlicher Krisendimensionen zu haben ist. Marx konnte freilich nicht ahnen, wie weit diese Dialektik von Krisenlösung durch Widerspruchserweiterung und Krisenpoten-

19. Eine eingehendere Auseinandersetzung mit diesem Warentypus werde ich in Kürze unter dem Titel „Der Kapitalfetisch” an dieser Stelle veröffentlichen.
20. Als Auszug auch veröffentlicht unter http://www.krisis.org/2012/die-elementarform-des-finanzindustriellen-reichtums-leseprobe

zierung würde gehen können. Seine Krisentheorie gipfelt noch in der Vorstellung einer dem Kapitalismus als Wertverwertungssystem gesetzten inneren Schranke. Die historische Entwicklung hat diesen Gedanken keineswegs obsolet gemacht, sondern bestätigt ganz im Gegenteil dessen Virulenz. Trotzdem zwingt sie dazu, über den Widerspruchshorizont hinauszudenken, der Marx vor Augen stand. Das kapitalistische Weltsystem hat nämlich einen Zusatzwiderspruch entwickelt, der es ihm zunächst einmal erlaubt hat, sich über diese innere Schranke hinwegzusetzen. Es hat sich eine neue, freilich extrem prekäre Grundlage geschaffen, indem es die beschleunigte Vorabkapitalisierung künftigen Werts zum eigentlichen Inhalt der Akkumulation gemacht hat. Weit davon entfernt, den Kapitalismus krisenfrei zu machen, impliziert diese Metamorphose, dass die große Weltmarktkrise im 21. Jahrhundert notwendigerweise den Charakter einer doppelten Systemkrise annimmt. In ihr überlagern sich die durch das Voranschreiten der Verwissenschaftlichung der Produktion immer weiter verschärfende strukturelle Krise der Wertverwertung einerseits und die Krise der Wertantizipation andererseits.

8. Der übersehene Wechsel der Geldware

Die kategoriale Bestimmung der auf den Geld- und Kapitalmärkten zirkulierenden Eigentumstitel als eine eigene Sorte von Waren (Waren 2ter Ordnung), die spezifischen Bewegungsgesetzen folgen und auf ihre Weise zur Akkumulation kapitalistischen Reichtums beitragen, bedeutet eine Erweiterung der Kritik der Politischen Ökonomie über den bisherigen Stand hinaus. Sie impliziert allerdings auch, dass ein weiteres zentrales Moment der Marx'schen Theorie neu gedacht werden muss und kann: die Geldtheorie. Wenn Marx Geld als die „allgemeine Ware" bestimmt, dann ist seiner Darstellung stets unterstellt, dass sich die Geldware aus den Reihen der auf den Gütermärkten gehandelten Waren rekrutiert. Hinter allem Geld steht für Marx letztlich das Edelmetall Gold. Das war nicht nur empirisch zu Marx' Lebzeiten völlig richtig; solange das fungierende Kapital die alles beherrschende Form des Kapitals bildet und die Waren 2ter Ordnung im System der kapitalistischen Reichtumsproduktion nur eine Randrolle spielen, ist es auch logisch zwingend, dass eine Angehörige dieser Abteilung der Warenwelt die Position der „Warenkönigin" übernimmt. Diese Ordnung ist auf der Grundlage des kapitalistischen Systems allerdings keineswegs unhintergehbar. Wie schon

skizziert, ist der historischen Dynamik des Kapitalismus inhärent, die Anteile der beiden Abteilungen der Warenwelt am kapitalistischen Gesamtreichtum zu verschieben. Das muss sich aber auch bei der Besetzung der allgemeinen Ware bemerkbar machen. Je höher der Stellenwert der Waren 2ter Ordnung für das System des kapitalistischen Reichtums, desto unhaltbarer wird die Position der klassischen Geldware, des Goldes. Der Aufstieg der Waren 2ter Ordnung zur alles dominierenden Gestalt kapitalistischen Reichtums hat bereits einen vollständigen Wechsel in der Besetzung der Position der Geldware zur Voraussetzung. Damit die explosionsartige Vermehrung von Aktien und Schuldtiteln aller Art überhaupt möglich wird, muss sich auch die allgemeine Ware aus der Reihe der Waren 2ter Ordnung rekrutieren; damit wird der Vorgriff auf künftige Wertschöpfung nicht nur zum Motor der Kapitalakkumulation, sondern auch zur Grundlage des Geldsystems.

Als im Gefolge der 68er Bewegung die Kritik der Politischen Ökonomie neu aufgegriffen wurde, blieb die Existenz einer zweiten Etage des Warenkosmos, auf der die Ware Geldkapital produziert und gehandelt wird, analytisch ausgeblendet. Das machte es der marxistischen Theoriebildung aber unmöglich, einen Zugang zur Frage des zeitgenössischen Geldwesens zu finden, der sowohl dem erreichten Entwicklungsstand des Kapitalismus kategorial Rechnung trägt als auch an der für die Kritik der Politischen Ökonomie unabdingbaren Voraussetzung einer Geldware festhält. Anfang der 1970er Jahre waren sich Autoren wie Backhaus immerhin noch darüber im Klaren, welche geldtheoretische Aufgabe sich eigentlich stellt – auch wenn sie keine Lösung parat hatten. Backhaus konstatierte einerseits, dass mit der Aufhebung der Goldbindung des Dollar das Gold als Geldware außer Dienst gestellt ist; gleichzeitig zog er aber klar die Trennlinie zu der in der VWL gängigen nominalistischen Geldtheorie. Eine marxistische Geldtheorie, die nominalistisch argumentiert, betrachtete er völlig zu Recht als „ein hölzernes Eisen" (Backhaus 1974, S. 61). Angesichts der „innere(n) Verschränkung von Wert- und Geldtheorie", daran ließ Backhaus keinen Zweifel, löse sich mit der Preisgabe des Warencharakters des Geldes das Gesamtgebäude der Kritik der Politischen Ökonomie in Schall und Rauch auf: „Wird die Unhaltbarkeit der Marxschen Geldtheorie behauptet, so kann auch an der Gültigkeit der Marxschen Arbeitswertlehre nicht mehr festgehalten werden" (Backhaus 1974, S. 61).

Backhaus betrachtete Anfang der 1970er Jahre die Entwicklung einer „non-nominalistischen“ Geldtheorie, die der Demonetarisierung des Goldes Rechnung trägt, als eines der vordringlichsten Aufgaben der marxistischen Diskussion. Diese Aufgabe haben allerdings weder er noch andere Vertreter der „Neuen Marx-Lektüre“ je ernsthaft in Angriff genommen; stattdessen ist das Problembewusstsein in den letzten Jahrzehnten erodiert.

Im marxistischen Spektrum wird heute mit zwei gleichermaßen untauglichen geldtheoretischen Vorstellungen operiert. Die eine Position hält zwar an der Existenz einer Geldware fest, aber nur indem sie das Grundproblem einer im Rahmen der Kritik der Politischen Ökonomie argumentierenden Geldtheorie entsorgt. Autoren wie Dieter Wolf (2008), Ansgar Knolle-Grothusen (2008) und Stephan Krüger (2008) behaupten allen Ernstes, das Gold habe wie zu Marx‘ Zeiten immer noch die Position der Geldware inne. Das zeitgenössische Geldsystem soll sich nach dieser Sicht nur insofern vom klassischen Golddeckungssystem des 19. Jahrhunderts unterscheiden, als heute die Rückbindung an das Gold verschleiert sei. Stephan Krüger gehört zu den Vertretern dieser Position, die einen enormen rabulistischen Aufwand betreiben, um die Demonetarisierung des Edelmetalls zu einer den Kern des Geldwesens nicht weiter berührenden bloßen „Idealisierung“ zu mystifizieren (vgl. Krüger 2008, S. 224). Andere, etwa Dieter Wolf, lassen sich nicht weiter auf die Niederungen des tatsächlichen Geldwesens ein. Ihnen ist die Unverzichtbarkeit einer Geldware im System der Politischen Ökonomie bereits Beweis genug. Der zugrunde liegende Kurzschluss ist letztlich immer der gleiche: Ein Wechsel der Geldware vom Gold zu einer anderen für die Gütermärkte produzierten und dort gehandelten Ware hat offensichtlich nie stattgefunden; dem die Geld- und Kapitalmärkte bevölkernden Warentypus schenkt man nach altmarxistischer Tradition keine Beachtung; ergo kann die Ex-Herrscherin gar nicht außer Dienst gestellt worden sein. Das Edelmetall hat noch immer die Position der Königin der Warenwelt inne.

Was die Frage der Geldware angeht, blendet die jüngere Neue Marx-Lektüre die Tatsache, dass Geldkapital als Ware gehandelt wird, genauso aus wie Dieter Wolf und Stephan Krüger es tun. Allerdings kommt sie zum spiegelverkehrten Kurzschluss. Sie folgert aus der Demonetarisierung des Goldes die Nichtexistenz einer Geldware. Der Frontmann der Neuen Marx-Lektüre, Michael Heinrich,

schlägt allen voran genau den Holzweg ein, vor dem Backhaus vor vierzig Jahren gewarnt hat. Wie schon angesprochen, macht er sich die in der VWL übliche nominalistische Deutung des Geldes zu eigen und nutzt dies als Einstieg in seinen De-facto-Ausstieg aus der Kritik der Politischen Ökonomie.[21] Eine theoretische Begründung für seine Behauptung, der Gedanke einer Geldware sei nicht zu halten, schenkt sich Heinrich bezeichnenderweise. In seinen Augen erübrigt sich so etwas, weil er die Nichtexistenz einer Geldware und die Richtigkeit der nominalistischen Sicht für unmittelbar evident hält. Dieser vermeintlichen Evidenz liegen allerdings kapitale theoretische Fehlleistungen im Umgang mit den basalen geldtheoretischen Kategorien der Kritik der Politischen Ökonomie zugrunde.

Auch im 19. Jahrhundert gab es bekanntlich (neben Anfängen von Buchgeld) bereits Papiergeld. Marx kam allerdings nicht auf die Idee, das als Gegenbeweis

21. Sowohl die Anhänger einer nominalistischen Geldtheorie als auch die letzten „Metallisten" vertreten eine zutiefst ahistorisch-statische Auffassung des Geldes. Für die einen stellt Geld seit Anbeginn der Zeiten seinem Wesen nach immer nur ein Zeichen dar, für die anderen ist es im Kern immer Edelmetall geblieben. Es wäre höchst merkwürdig, wenn der wertkritische Ansatz, der generell auf eine konsequente Historisierung aller kapitalistischen Kategorien zielt, ausgerechnet bei der Kategorie des Geldes haltmachen würde. Allerdings lässt sich das auch im überkommenen Marxismus tief verankerte ahistorisch-statische Verständnis der kapitalistischen Kategorien nicht in einem Aufwasch erledigen, sondern nur sukzessive überwinden. Die noch ausstehende Formulierung einer tragfähigen Geldtheorie, welche die dem Kapitalismus inhärente historische Dynamik zu fassen vermöchte, ist die nächste anstehende Etappe des Gesamtprojekts der Historisierung. Der Zugang dazu hat sich allerdings erst dadurch geöffnet, dass es gelang, die in der marxistischen Tradition ausgesparte Analyse der Waren 2ter Ordnung in die Kritik der Politischen Ökonomie zu integrieren. Robert Kurz ist diesen entscheidenden Schritt nicht mehr (mit)gegangen. Dementsprechend bricht in seinem postum erschienenen Buch *Geld ohne Wert* auch die Historisierung des Geldes ab, sobald es um die Binnengeschichte des Kapitalismus geht. Im ersten Teil seines Buches hat er noch sehr überzeugend herausgearbeitet, wie fundamental sich das vorkapitalistische Geld („Geld, das noch gar keines ist") vom Geld im Kapitalismus unterscheidet. Dieser Gedanke ist in dieser Klarheit von wertkritischer Seite bisher noch nicht formuliert worden. Bei der Frage, wie die für die Kritik der Politischen Ökonomie konstitutive Annahme einer Geldware und die historische Entwicklungsdynamik des Kapitalismus kategorial zusammengedacht werden können, zeigt er sich indes desorientiert und landet letztlich beim anachronistischen metallistischen Standpunkt: „Geld in dieser letzten Wertaufbewahrungsfunktion als eigentliche Erscheinungsform des selbstzweckhaften abstrakten Reichtums muss aber seinen Goldleib vorweisen können" (Kurz 2012, S.224) referiert er zustimmend die Marx'sche Position. Kurz scheint zwar durchaus bemerkt zu haben, dass die Entwicklung der letzten 50 Jahre diese Annahme dementiert, flüchtet sich vor dieser Einsicht aber auf einen für einen Historisierer der kapitalistischen Kategorien merkwürdigen agnostischen Standpunkt: „Im Sinne der historischen Zeit ist seit Präsident Nixons Entscheidung (gemeint ist die Aufhebung der Goldbindung des US-Dollar im August 1971; E.L.) sozusagen erst ein Wimpernschlag vergangen, so dass noch gar keine historische Bewertung möglich ist" (Kurz 2012, S. 233). Notdürftiger kann man eine theoretische Leerstelle kaum kaschieren. Denn zum einen ist die Aufhebung der Goldbindung des Dollar ja nur der Schlussakkord eines schon lange währenden Demonetarisierungsprozesses des Goldes gewesen. Die Überlebtheit des Edelmetalls als Geldware wurde zum ersten Mal 1914 offensichtlich, als der mit den Notwendigkeiten industrieller Kriegsführung unvereinbare Goldstandard auf breiter Front zusammenbrach. So gesehen währt „der historische Wimpernschlag" also bereits volle hundert Jahre und kann wohl kaum noch als für die theoretische Einordnung irrelevante Anomalie beiseite geschoben werden. Es ist durchaus vorstellbar, dass wie es Kurz offenbar vorschwebt, das Gold im Laufe des weiteren Krisenprozesses das Gold wieder die Rolle der Geldware übernimmt. Aber auch dann bleibt die Aufgabe einer geldtheoretischen Einordnung der derzeitig Währungsordnung bestehen.

für die Notwendigkeit einer Geldware zu betrachten. Stattdessen unterschied er analytisch streng zwischen den papierenen Geldrepräsentanten, die in bestimmten Funktionen (vor allem als Zirkulationsmittel) die Geldware ersetzen können, und der eigentlichen Geldware. Die Grundlage des Geldwesens bildeten für ihn weder die zirkulierenden Zettel und noch die privaten Zahlungsversprechen, die im Zahlungsverkehr schon damals eine wichtige Rolle spielten[22]; das Fundament bildeten für ihn die damals primär aus Währungsgold bestehenden Vermögensbestände der für die Papiergeldausgabe verantwortlichen Zentralbanken. Die Geldware verortete Marx also nicht in den Portemonnaies der privaten Wirtschaftssubjekte (Goldmünzen waren schon im 19. Jahrhundert ein Auslaufmodell), wo Heinrich sie sucht, sondern in den Tresoren der Zentralbanken. Dort konzentrierte sich schon damals die allgemeine Ware, der das ausgegebene Papiergeld seine Deckung verdankt und von der dessen Rolle als Geld(-repräsentant) abgeleitet ist.

Heinrich lässt diese für die Kritik der Politischen Ökonomie zentrale analytische Differenz zwischen Geldrepräsentanten und Geldware einfach fallen. Sobald er von Geld redet, zählt er immer nur die unterschiedlichen Geldsurrogate auf, die den alltäglichen Zahlungsverkehr vermitteln, lässt aber gerade außen vor, was vom Standpunkt der Kritik der Politischen Ökonomie eigentlich zu betrachten wäre, nämlich die Währungsreserven. Allein dieser Vorgehensweise verdankt indes die Vorstellung vom Geld als bloßem Zeichen ihre Scheinplausibilität.

Sobald man aber nicht von vornherein zum Geldkonzept der VWL konvertiert, sondern auf der Suche nach einer möglichen Nachfolgerin für die frühere Königsware Gold die Marx'sche Unterscheidung zwischen der bei der Notenbank konzentrierten Geldware und den Geldwarenrepräsentanten versuchsweise beibehält, wird es unerfindlich, was am vermeintlichen Verschwinden der Geldware evident sein soll. Wer nicht den Inhalt der privaten Geldbörsen betrachtet, sondern das Fundament des Geldwesens, die Besitzbestände der Zentralbank, der stößt keineswegs auf ein Zeichengebirge, sondern auf Waren 2ter Ordnung; sieht man einmal von den noch vorhandenen Restbeständen an Währungsgold ab, dann türmen sich dort Wertpapiere und Anleihen aller Art sowie Forderungen

22. Im 19. Jahrhundert war die wichtigste Form solcher privaten Zahlungsversprechen noch der Wechsel.

an Banken und andere Gläubiger auf (vgl. EZB 2013, S. 6); diese decken das von der Notenbank ausgegebene Zeichengeld.

9. Die Krise der allgemeinen Ware

Im Rahmen dieses Textes lässt sich selbstverständlich nicht die seit vielen Jahren im System der Kritik der Politischen Ökonomie klaffende geldtheoretische Lücke schließen. Es wird einer eigenen umfangreicheren Arbeit vorbehalten bleiben müssen, das Versäumte nachzuholen und die Geheimnisse des modernen Geldwesens zu lüften. Aber auch ohne dessen Funktionsweise und das Verhältnis von Geldzeichen und neuer Geldware im Einzelnen entschlüsselt zu haben, wird die wichtigste krisentheoretische Implikation schon sichtbar.

Alle Krisen haben eines gemeinsam: die Vernichtung kapitalistischen Reichtums, die Vernichtung von Kapital und Wert. In den Krisen verfehlt das Kapital massenhaft seinen Lebenszweck, die Selbstvermehrung, weil die besonderen Waren, in denen sich das Kapital darstellt, unverkäuflich werden und ganz oder teilweise ihre Fähigkeit verlieren, Wert zu repräsentieren. Das trifft beide Abteilungen des Warenkosmos gleichermaßen. Verlieren Produktionsmittel ihren Gebrauchswert, der Mehrwertproduktion zu dienen, und lassen sich Waren 1ter Ordnung nur noch unter ihrem Kostpreis absetzen, dann wird fungierendes Kapital außer Kurs gesetzt und entwertet. Stürzen Aktienkurse ab oder werden Schuldtitel notleidend, dann ist das identisch mit der Vernichtung von fiktivem Kapital.

In den großen Weltmarktkrisen droht also prinzipiell allen besonderen Waren die Entwertung. Anders jedoch bei der allgemeinen Ware. Ob diese im Laufe der großen Weltmarktkrisen dem Entwertungsprozess unterliegen kann oder nicht, hängt davon ab, welche Art von Ware die Position der Königsware innehat. Solange das Gold auf dem Thron sitzt (oder eine andere Ware 1ter Ordnung), spart der mit den großen Krisen einhergehende Entwertungsprozess die allgemeine Ware komplett aus. Als „Vergegenständlichung“ tatsächlich verausgabter allgemeiner Arbeit ist die allgemeine Ware Gold absolute Ware (Marx) und damit Träger von Wert, der gegen den Verlust seiner Gültigkeit in der Krise immunisiert ist. Das macht auf dem Boden der Golddeckung das Geldmedium insgesamt, also auch die Geldzeichen, krisen- und entwertungsresistent. Übernehmen jedoch

die bei der Zentralbank deponierten Eigentumstitel die Funktion der Geldware, sieht das anders aus. Diese können sich prinzipiell genauso als nicht realisierbar erweisen und damit ihre Fähigkeit einbüßen, künftigen Wert zu verkörpern, wie andere Schuldtitel, also wie andere Waren 2ter Ordnung auch. Mit dem Wechsel der Geldware geht also die Entwertungsresistenz der allgemeinen Ware verloren. Die Entwertungsprozesse in den großen Weltmarktkrisen betreffen nun neben den besonderen Waren auch die allgemeine Ware und damit das Geldmedium selbst.

An der erscheinenden Oberfläche lässt sich diese Veränderung am Auftreten eines dem Golddeckungskapitalismus noch unbekannten Phänomens ablesen: der säkularen Inflation. Zwar gab es auch schon im 19. Jahrhundert Phasen, in denen das allgemeine Preisniveau stieg, diese waren aber zum einen kurz und beschränkten sich auf die Zeiten der Hochkonjunktur. Die Krisen hatten demgegenüber – das gilt auch noch für die Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre – den Charakter von Deflationskrisen, waren also von einem Sinken des allgemeinen Preisniveaus begleitet; das langfristig Preisniveau blieb unter diesen Umständen stabil.

Marx lieferte die kategoriale Erklärung für den damaligen Krisentypus. Aufgrund der Entwertungsresistenz der allgemeinen Ware Gold muss die Entwertung der besonderen Waren in der Krise in einem Sinken der Preise der besonderen Güter ihren Niederschlag finden. Dass es den besonderen Waren unmöglich wird, sich gegen Geld bzw. gegen dessen papierene Stellvertreter auszutauschen und damit ihren Wert zu realisieren, ist für ihn der entscheidende Krisenmechanismus: „Es (scil. das Geld) wird unersetzlich durch profane Waren. Der Gebrauchswert der Ware wird wertlos und ihr Wert verschwindet vor seiner eigenen Wertform. Eben noch erklärte der Bürger in prosperitätstrunkenem Aufklärungsdünkel das Geld für leeren Wahn. Nur die Ware ist Geld. Nur das Geld ist Ware! gellt´s jetzt über den Weltmarkt. Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit seine Seele nach Geld, dem einzigen Reichtum. In der Krise wird der Gegensatz zwischen der Ware und ihrer Wertgestalt, dem Geld, bis zum absoluten Widerspruch gesteigert. Die Erscheinungsform ist hier daher auch gleichgültig. Die Geldhungersnot bleibt dieselbe, ob in Gold oder Kreditgeld, Banknoten etwa, zu zahlen ist“ (MEW 23, S. 152).

In seinen fragmentarischen Ausführungen zum zinstragenden Kapital im 3. Band des *Kapitals* setzt sich Marx mit den Krisentheorien seiner Zeit auseinander und macht sich dabei u.a. über Positionen lustig, die in der Krise das Ergebnis einer unzureichenden Versorgung mit Zahlungsmitteln erkennen wollten und sich dementsprechend für eine Ausweitung der Kreditvergabe als Krisenlösung stark machten: „Die da sagen, daß bloß Mangel an Zahlungsmitteln existiert, haben entweder bloß die Besitzer von bona fide Sicherheiten im Auge oder sind Narren, die glauben, es sei die Pflicht und in der Macht einer Bank, durch Papierzettel alle bankrotten Schwindler in zahlungsfähige solide Kapitalisten zu verwandeln" (MEW 25, S.531f.). Dass es angesichts fehlender Profitperspektiven zu einer Kreditklemme kommt, die wiederum die manifeste Krise verschärft, hielt Marx noch für unvermeidbar – und mit dem Gold als Geldware war es das auch tatsächlich. Genau wie Marx betonte, war das Zusammenschnurren des privaten Kredits in der Krise unerlässlich, um eine „Entwertung des Kreditgeldes", die „alle bestehenden Verhältnisse erschüttern würde" (MEW 25, S. 532) zu verhindern. Dementsprechend heißt Krise für Marx, dass die kapitalistische Gesellschaft die besonderen Waren und ihren Wert auf dem Altar der allgemeinen Darstellungsform des kapitalistischen Reichtums darbringt: „Der Wert der Waren wird … geopfert, um das phantastische und selbstständige Dasein dieses Werts im Geld zu sichern. Als Geldwert ist er überhaupt nur gesichert, solange das Geld gesichert ist. Für ein paar Millionen Geld müssen daher viele Millionen Waren zum Opfer gebracht werden. Dies ist unvermeidlich in der kapitalistischen Produktionsweise und bildet eine ihrer Schönheiten" (MEW 25, S. 532).

Entgegen der Marx'schen Annahme, war das indes nicht das letzte Wort der kapitalistischen Entwicklung. Zum einen gewann mit der Entthronung des Goldes der Vorgriff auf künftigen Wert einen Umfang und ein Maß an Stabilität, das ihn zu einem tragenden Moment der langfristigen Kapitalakkumulation machte; zum anderen entstand ein Instrumentarium, das es erlaubt, den zyklischen Krisen gegenzusteuern und der Entwertung der besonderen Waren gegenüber der allgemeinen Ware Einhalt zu gebieten. Die Außerdienststellung des Goldes versetzt die Zentralbanken in die Lage, angesichts drohender Krisenschübe den Job der expansiven Kreditvergabe, den einige von Marx' Zeitgenossen noch dem privaten Bankwesen antragen wollten, zu übernehmen. Kaufen die Wäh-

rungshüter in einem hinlänglichen Umfang Eigentumstitel auf, dann strömen im Gegenzug die dringend benötigten Geldzeichen in die Wirtschaft ein und treten den besonderen Waren gegenüber, und der schreiende Hirsch bekommt, wonach er dürstet. Nicht nur kleinere ökonomische Verwerfungen konjunktureller Art lassen sich auf diesem Weg erfolgreich auflösen; auch die letzte und tiefste, nach dem klassischen Muster verlaufende Weltmarktkrise, die Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre, wäre ohne den Abschied vom Edelmetall nicht zu überwinden gewesen. Nur durch entsprechenden, durch die Teilhabe der Zentralbanken gesicherten Vorgriff auf zukünftigen Wert konnten die enormen Investitionen finanziert werden, die notwendig waren, um den fordistischen Boom in Gang zu bringen (vgl. Trenkle/ Lohoff 2012).

Wie Marx zu Recht betonte, überwindet die kapitalistische Produktionsweise ihre Krisen freilich nur, indem sie neue Widersprüche hervortreibt und neue Krisendimensionen schafft. Die Lösung der letzten großen Krise entpuppt sich in der nächsten als Zusatzsprengstoff. Kommt es nach dem vollständigen Wechsel der Geldware neuerlich zu großen Weltmarktkrisen, dann unterscheidet sich deren Verlauf und Inhalt entscheidend von dem Mechanismus jener Krisen, die Marx vor Augen hatte: Die Entwertungsbewegung universalisiert sich. Mit seiner spöttischen Bemerkung, es gehöre zu den „Schönheiten der kapitalistischen Produktionsweise", „viele Millionen Waren" zu opfern, um „ein paar Millionen Geld" zu sichern, traf Marx das Wesen der Deflationskrisen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zweifellos; in der großen Weltmarktkrise des 21. Jahrhunderts bietet sich indes ein noch weit aberwitzigeres Schauspiel: Als lebendiger Selbstwiderspruch treibt die kapitalistische Produktionsweise auf eine Krise zu, in deren Verlauf nicht nur die besonderen Waren ihre Fähigkeit verlieren, Wert zu repräsentieren, sondern auch die allgemeine Ware diesen Verlust erleidet. Zum Kollaps der Warenproduktion tritt die (Selbst-)Zerstörung des Geldmediums.

In linken Krisendebatten ist häufig die Rede davon, dass Marx die Krisenbewältigungsfähigkeit des Kapitalismus grob unterschätzt habe. So gut wie immer zielt dieser Vorwurf darauf, den Gedanken einer der kapitalistischen Produktionsweise inhärenten inneren Schranke zu desavouieren. Die Message ist ebenso eindeutig wie billig: Die kapitalistische Produktionsweise hat frühere Krisen überstanden, ergo wird sie auch allen künftigen Krisen trotzen. Dennoch trifft der Vorwurf

sogar etwas Richtiges – vorausgesetzt man stellt das Argument vom Kopf auf die Füße: Marx hat insofern die Krisenbewältigungsfähigkeit der kapitalistischen Produktionsweise tatsächlich unterschätzt, als er ein wichtiges Widerspruchs- und Krisenpotential nicht vorhergesehen hatte, das der Kapitalismus in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat: In der verqueren Logik des kapitalistischen Reichtums ist es möglich, dass der Vorgriff auf *künftige* Wertproduktion angesichts der Krise der *tatsächlichen* Wertverwertung zur Ersatzgrundlage der Kapitalakkumulation wird. Neben die von Marx bereits analysierten Grundwidersprüche ist eine zusätzliche fundamentale Verrücktheit getreten, die dem kapitalistischen Widerspruchssystem die Krone aufsetzt. Damit ist die Marx'sche Sicht der kapitalistischen Produktionsweise als der Selbstmordattentäterin unter den Produktionsweisen aber keineswegs obsolet. Marx hat nur nicht vorausgesehen, wie umfassend und sorgfältig die kapitalistische Gesellschaft ihre Selbstzerstörung ins Werk setzt.

Literatur

Backhaus (1974): Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie, in: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Werttheorie 1, S. 52 – 77, Frankfurt/M.

Backhaus/Reichelt (1995): Wie ist der Wertbegriff in der Ökonomie zu konzipieren?, in: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, Neue Folge, Hamburg, S. 60 – 94

EZB (2013): Monatsbericht April 2013, Frankfurt 2013, http://www.bundesbank.de/Redaktion/DE/Downloads/Veroeffentlichungen/EZB_Monatsberichte/2013/2013_04_ezb_mb.pdf?_blob=publicationFile

Hafner, Kornelia (1993): Gebrauchswertfetischismus, in: Behrens, Diethard: Gesellschaft und Erkenntnis. Zur materialistischen Erkenntnis- und Ökonomiekritik, Freiburg 1993

Heinrich, Michael (1999a): Die Wissenschaft vom Wert, Münster 1999

Heinrich, Michael (2004): Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung, Stuttgart 2004

Knolle-Grothusen, Ansgar/ Krüger, Stephan/ Wolf, Dieter (2008): Geldware, Geld und Währung, Berlin 2008

Knolle-Grothusen, Ansgar (2008): Der Zusammenhang von Geldfunktionen und Geldformen im Kapital, in: Knolle-Grothusen/ Krüger/ Wolf (2008)

Krüger, Stephan (2008): Geld und Geldware - Der Außen- und der Binnenwert des Geldes, in: Knolle-Grothusen/ Krüger/ Wolf (2008)

Kurz, Robert (1995): Postmarxismus und Arbeitsfetisch, in: *Krisis* 15, Bad Honnef 1995, S. 95 - 126

Kurz, Robert (2012): Geld ohne Wert, Bad Honnef 2012

Kurz, Robert/ Lohoff, Ernst (1989): Der Klassenkampffetisch, in: *Marxistische Kritik* 7, Erlangen 1989

Lohoff, Ernst (2006): Der Wert des Wissens, in: *Krisis* 31, Münster 2006, S. 13–51

Lohoff, Ernst/ Trenkle, Norbert (2012): Die große Entwertung, Münster 2012

Marx, Karl: Über Friedrich Lists Buch das Nationale System der Politischen Ökonomie, in Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 14. Jg., Heft 3 1972, S. 436

MEW 4 = Marx, Karl/ Engels Friedrich: Manifest der Kommunistischen Partei, in: Marx-Engels-Werke Bd. 4, Berlin 1977, S. 461 - 493

MEW 23 = Marx, Karl: Das Kapital, Band 1, Marx-Engels-Werke Bd. 23, Berlin 1983

MEW 25 = Marx, Karl: Das Kapital, Band 3, Marx-Engels-Werke Bd. 25, Berlin 1986

MEW 26.2 = Marx, Karl: Theorien über den Mehrwert, in: Marx-Engels-Werke Bd. 26.2, Berlin 1967

MEW 29 = Marx, Karl: Brief an Ferdinand Lassalle, in: Marx-Engels-Werke Bd. 29, Berlin 1978

MEW 42 = Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, in: Marx-Engels-Werke Bd. 42, Berlin 1983

Postone, Moishe (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft, Freiburg/Brsg. 2003

Rosdolsky, Roman (1968): Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen Kapitals, Frankfurt/M. 1968

Rubin, Isaak Iljitsch: Studien zur Marxschen Werttheorie, Frankfurt/M. 1973 [1924]

Samol, Peter (2006): Arbeit ohne Wert, in: *Krisis* 31, Münster, S. 90-123

Trenkle, Norbert (2000a): Weil nicht sein kann, was nicht sein darf. Über Michael Heinrichs Versuch, die Marxsche Krisentheorie unschädlich zu machen, in: *Streifzüge* 1/2000, Wien

Trenkle, Norbert (2000b): Im bürgerlichen Himmel der Zirkulation. Ein paar Anmerkungen zu Michael Heinrichs Wert- und Arbeitsbegriff, in: *Streifzüge* 3/2000, Wien

Wolf, Dieter (2008): Gesellschaftliche Praxis und das Problem der Geldware, in: Knolle-Grothusen/ Krüger/ Wolf (2008)

Krisis – Kritik der Warengesellschaft

Verzeichnis der Beiträge ab 2013

Das komplette Archiv der Krisis seit 1986 findet sich auf www.krisis.org
Ein Teil der Druckausgaben ist noch erhältlich und kann bei u.a. Adresse bestellt werden.

Förderverein Krisis | Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg | krisisweb@yahoo.de